

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 30. Januar 1893.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

Die Tragödin.

Roman von A. von Perfall.

(5. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Heyden vergaß völlig seinen Begleiter, plötzlich sah er sich allein mit Elsa, Maxime hatte sich wohl im Pferdestall verhalten und das Paar aus den Augen verloren. Sie stiegen eben die steile Treppe zum Fruchtboden empor, der kräftige Geruch des aufgespeicherten Kornes drang ihnen entgegen. Er wollte umkehren, den Grafen suchen, ein banges, unsicheres Gefühl packte ihn, doch Elsa hielt ihn zurück.

„Lassen Sie ihn doch, er interessiert sich doch nicht für solche Dinge.“

„Und von Ihnen, einer Dame, einer Künstlerin, verlange ich es! Das ist recht ungeschickt, nicht wahr?“

„Künstlerin! Sehen Sie, mit diesem einen Wort haben Sie mir die ganze unschuldige Freude verdorben, ich rieche wieder Garderobe und Kulisfenluft, höre wieder das Gezänk der Kolleginnen. Wie hart Sie sind! Kann man denn mehr Freude zeigen als ich! O es ist mir ja, als müßte ich mich baden in diesem Weizenhaufen!“ Sie griff bis an den Ellbogen in die goldenen Körner. „Das wäre ja mein Leben, dieses Säen und Ernten, die Natur von erster Hand genießen. Und wenn ich mir einmal Geld genug verdient, thue ich es auch, kaufe ein Gut und werde Bäuerin, einfache Bäuerin.“

„Wirklich, könnten Sie das? Auf allen Glanz, auf allen Ruhm verzichten — für immer? Es sieht das alles poetischer aus, als es in Wirklichkeit ist. Ja, wenn es einmal gilt, dieses Opfer einem geliebten Manne zu bringen, dann traue ich es Ihnen schon zu.“

„O wirklich! Nur dann? O männliche Eitelkeit!“ entgegnete sie schelmisch.

„So meinte ich das nicht! Ich dachte mir, die ehrliche Liebe eines Mannes könnte Sie entschädigen für die Aufgabe Ihres Berufes, dem sie doch mit Leib und Seele angehören.“

„Ach, was reden Sie! Uns liebt man ja nicht, uns große Künstlerinnen, man verehrt uns bloß, streut uns Weihrauch, oder — doch ich denke, wir können weitergehen, so wohl mir der Geruch thut.“

„Kann man denn nicht die Person lieben und das andere nur als einen Zufall betrachten?“

„Graf Maxime sagt nein.“

„Graf Maxime! Ist Ihnen Graf Maxime allein maßgebend? Kennen Sie denn keinen Mann, den Sie dazu fähig hielten?“

„Nein!“

„Wirklich nicht? O Sie müssen einen kennen, einen recht albernem, kindischen, aber einen Mann —“ Elsa nahm eine Hand voll Körner und ließ sie schweigend auf den Haufen zurückrieseln. „Aber eben weil er nur die Person liebt, die Künstlerin ganz übersteht, kommt er Ihnen unbedeutend vor, lieben Sie ihn nicht —“

Elsa schleuderte die Körner weg. „Das ist nicht wahr!“ rief sie laut.

„Daß Sie ihn nicht lieben, das glaube ich Ihnen.“

„Das ist auch nicht wahr!“

Elsa hob plötzlich das Haupt und sah ihn strahlend vor innerer Seligkeit, so selbstbewußt offen, ohne jede Spur von Koketterie an, daß Heydens Liebesmut, der ihn so frei, so kühn machte, im ersten Augenblick versagte.

„Nun, nennen Sie noch nicht den Namen des Mannes? Noch nicht? Soll ich Graf Maxime darum fragen?“

„Elsa, nein — nein, das sollst du nicht! Heyden heißt der Glückliche, Karl Heyden!“ In seiner Erregung stürzte er auf die Knie, griff nach ihrer Hand.

„Was fällt Ihnen denn ein? Das thut man nur vor großen Künstlerinnen! Sein geliebtes Mädchen aber — nun Karl?“

Sie bog das Haupt vor, schelmisch lachend, da umfaßten sie zwei kräftige Arme, und ein heißer Kuß flammte auf ihren Lippen, in dem duftenden Haufen rieselte und knisterte es, wie von neuem Blüten und Reimen.

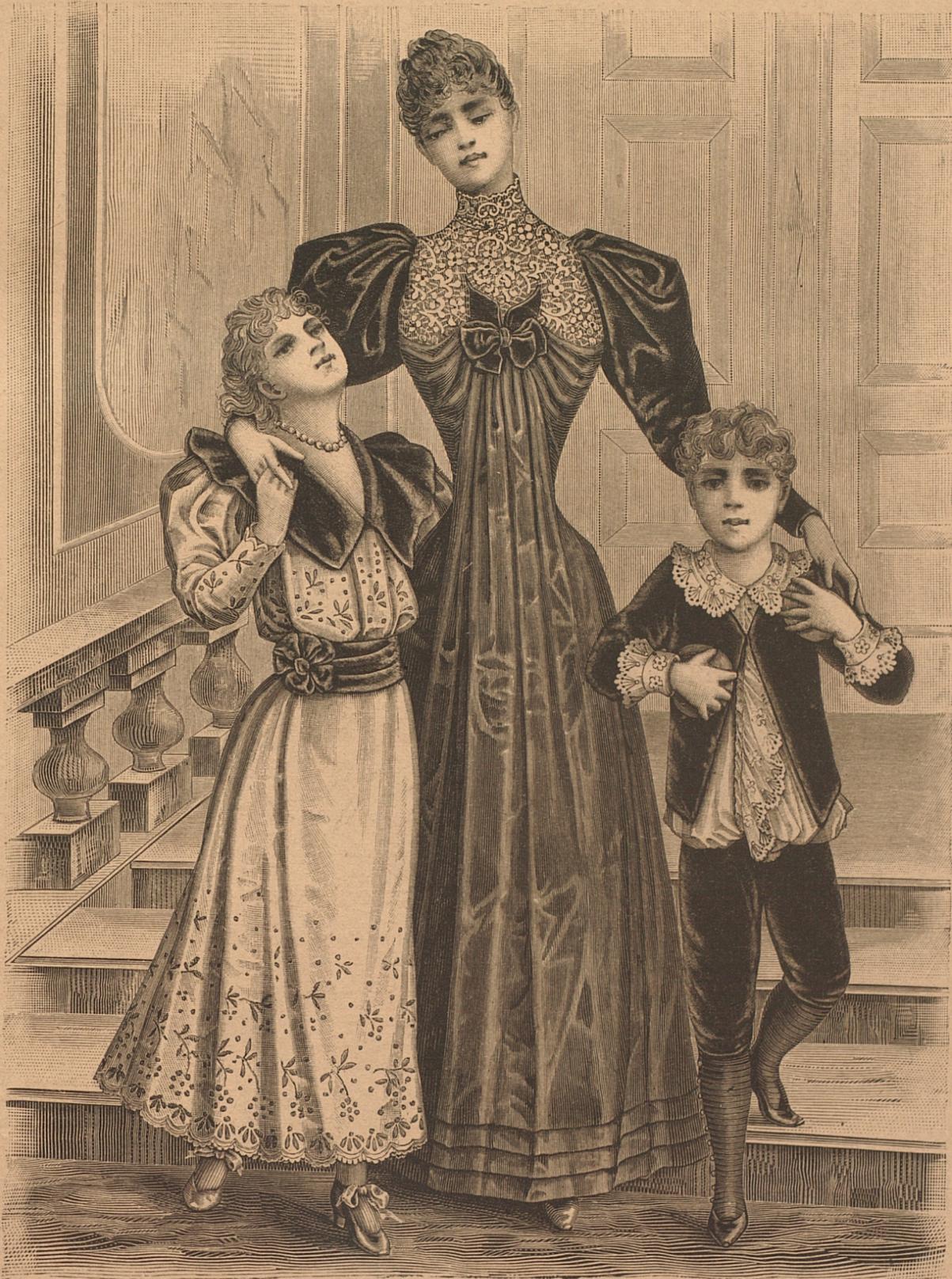
Elsa erwachte an der Brust eines Mannes, es war ihr jetzt, als müßte sie sich wehren gegen etwas — sündhaft Betäubendes, gegen einen Raub, aber die Kraft war ihr gelähmt, das Antlitz der Mutter tauchte vor ihr auf, der Frau von der Heyden, streng, zürnend, sie riß sich unsanft los.

„Gehen wir! Diese schwere Luft — mir versagt der Atem — in die Mühle wollten wir doch.“

Jetzt war der blöde Heyden ihr überlegen, ihre Verzagttheit machte ihn kühn, eine neue, fremde Kraft trieb ihn.

„Nicht, bevor Sie mir auf meine Frage geantwortet, ohne Leidenschaft, die unsere Begriffe verdunkelt, ohne Ueberrumpelung der Sinne! Elsa, wollen Sie mein Weib werden, ganz mein, ohne Teilung zwischen mir und der Kunst? Täuschen Sie sich nicht in mir, ich liebe Sie, wie nur ein Mann lieben kann; aber eben deshalb werde ich nie zu befehlen sein, nie in eine Teilung willigen. Wollen Sie, Elsa? Wollen Sie eine Bedenkzeit? Wollen Sie Ihre Mutter um Rat fragen?“

„Fragen Sie die Ihrige, weiser, vorsichtiger Mann! Nur keine Bedenkzeit, keinen Rat, das muß frei, unvermittelt wie ein Duell aus dem Herzen sprudeln! Ich will, gerade wie Sie wollen, ganz, ungeteilt, mit Leib und Seele! Ja, wenn Sie wirklich einmal in die Teilung willigen sollten, dann weiß ich auch, daß Sie mich nicht mehr lieben,



Damen- und Kindertoiletten.

(Beschreibung S. 59.)

wie ich geliebt werden will. Genügt Ihnen dieses Wort, hier mitten im üppigen Segen der Natur, diesem Symbol der Wahrheit?"

Heyden drückte ihr wortlos in stummem Glauben die Hand. „Nun dann auf zu den Müttern!“

Aus dem Fruchtboden führte eine fliegende, eiserne Brücke in die Mühlenräume. Sie erblickten von der Höhe Frau Potoky in eifrigem Gespräche mit Frau von der Heyden, die beiden gingen eben unter der Brücke durch. „Das giebt's gar net bei meiner Elsa, da giebt's nir als was die Kunst.“

„Sie rechnen etwas zu sicher auf unberechenbare Dinge. Sie ist und bleibt trotz aller ihrer Vorzüge ein Weib, ja gerade aus diesen Vorzügen, welche Sie mir alle schildern, sehe ich, daß sie ein echtes, rechtes Weib ist.“

„Ah was, die Sachen, die Sie meinen, kennt meine Elsa gar net, abgesehen davon, daß sie's mir nie anthut. Kann sie es denn schöner kriegen, als sie es jetzt hat?“

Elsa empfand keinen Verdruss mehr über die Zuversicht der Mutter, die in ihr nie ein Weib sehen wollte wie andere, sondern tiefe Rührung über ihr felsenfestes Vertrauen. Sollte sie nicht doch ihren Rat verlangen? Aber sie wußte ja genau, wie er lauten würde.

Heyden drängte in die Mühle, sie sollten nicht gesehen werden. Das Geflapper und Getöse war ihm jetzt erwünscht. Sie sprachen zusammen, ohne sich zu verstehen, dieses Erzittern der ganzen Umgebung stimmte vortrefflich zu ihrem eigenen vibrierenden Innern. Der feine Mehlstaub hüllte sie in eine gemeinsame Staubwolke.

Als sie so über und über gepudert, Arm in Arm die Mühle verließen, liefen sie gerade den beiden Müttern in die Hände. Der Anblick mußte ein überraschender sein, den erstaunten Mienen der beiden nach.

„Ja, wo kommt denn du her?“ fragte Mutter Potoky, beunruhigt durch den Anblick.

„Eine überflüssige Frage, liebe Frau,“ meinte Frau von der Heyden, „aber wo habt ihr denn den Grafen?“

Elsa und Karl saßen sich fragend an. „Verloren also?“

Karl trat mit einem festen Entschluß auf der Stirne vor, weit und breit war niemand zu sehen, das Klappern der Mühle bot außerdem volle Sicherheit, nicht belauscht zu werden. „Mama, ich bin zu alt zu Ausflüchten, Verheimlichungen, und heraus muß es doch — Fräulein Elsa Potoky ist meine Braut.“

Die Mutter der Künstlerin lachte mit einer drolligen Angstgebärde, Elsa fiel ihr weinend um den Hals.

Frau von der Heyden biß die Lippen übereinander. „Du hättest wenigstens einen geeigneteren Augenblick abwarten können zu dieser überraschenden Mitteilung!“ sagte sie scharf, jede Güte war aus ihrem Antlitz verschwunden.

„Ich dachte deinem scharfen Blick doch nichts verbergen zu können, was sich zwischen uns ereignet.“

„Wenn du das dachtest, hättest du mir gestern schon ein Geständnis machen müssen. Glaube nicht, daß mich die Mitteilung jetzt überrascht — mich überrascht nur deine Hast, dein Verlöbniß in der Mühle, auf dem Boden oder wo es stattgefunden haben mag. Das ist nicht deine Art.“ Sie betonte scharf das „deine“.

Elsa fuhr auf, die beiden Frauen sahen sich drohend an. „Gehen wir, hier ist kein Platz für solche Erörterungen, außerdem habe ich, um meinen Rat in der Sache nicht angegangen, keine Erörterungen zu machen, du bist ja dein eigener Herr.“ Sie ging voran dem Hause zu.

Elsa nahm ihre Mutter am Arme. Der Schlag war zu plötzlich, Mutter Potoky schüttelte nur verzweifelt das Haupt und sah ihre Tochter staunend wie eine fremde Erscheinung an.

Karl wußte aus Erfahrung, daß es am besten war, seine Mutter jetzt sich selbst zu überlassen. Ihre mütterliche Autorität war verletzt, dieses Gefühl ließ augenblicklich kein anderes in ihr aufkommen. Andererseits bereute er sein Vorgehen nicht. Auf lange Auseinandersetzungen durfte er sich nicht einlassen, es war der erste Gewaltstreik in seinem Leben, er erfüllte ihn sogar mit Genugthuung, etwas Fremdes regte sich in ihm, wie neue Jugend. Seine Augen leuchteten, sein ganzer Körper reckte sich empor, der Heyden von heute ging wie ein zweites Gesicht vor ihm weg über den Hof mit gebeugtem Rücken, matten Blickes und zerfloß wie ein Nebelbild.

Heyden hatte sich in seiner Mutter nicht getäuscht, noch auf der Treppe wandte sie sich plötzlich um. Eine tiefe Bewegung lag in ihren Zügen, die Spuren eines bitteren, aber überwundenen Kampfes. Sie streckte beide Hände Karl und Elsa entgegen, welche dieselben mit wahrer Andacht ergriffen.

„Kommt, Kinder, wir wollen uns aussprechen,“ sagte sie, und dann zur Potoky gewendet: „Nur Mut, gute Frau, wir müssen die Sache nehmen, wie sie ist — Mutter'schickal!“

Man ging in das Zimmer der Hausfrau, ihr gefasstes, würdiges Wesen entwarfnete jeden Trost, das Gefühl der Demütigung, welches sich in Elsa regte.

„Du liebst die Dame, Karl? Seit wann?“ begann Frau von der Heyden.

„Seit ich sie zum erstenmale gesehen in Meran, wenn ich es ehrlich sagen soll.“

„Und Sie lieben meinen Sohn? Auch seit damals? Ein kleines Verhör müssen Sie einer Mutter unter so überraschenden Umständen schon erlauben.“

Elsa war in einer schlimmen Lage. Hätte sie die zweite Frage bejahen können, so wäre ihr die Antwort sicherlich nicht schwer gefallen. So verschlang sie sich hinter einer Erzürnung über dieses ihrer Ansicht nach völlig unberechtigte System der Mama Heyden. „Sie verlangen viel, gnädige Frau,“ erwiderte sie mit wogender Brust.

Diese ließ sich nicht beirren. „Ich verstehe, Sie liebten damals noch nicht, interessierten sich vielleicht, das gebe ich zu.“

„Mutter!“ bat der Sohn.

„Gar net daran dacht hat's damals — mein Gott, damals!“ jammerte die Potoky.

„In der Residenz waren Sie sich dieses mächtigen Gefühls auch noch nicht bewußt, sonst wären Sie schwerlich nach Grünau gekommen, wie ich Sie jetzt kenne, noch dazu mit Graf Leidesdorf.“

„Gnädige Frau — das ist zu viel!“ Elsa nahm unwillkürlich eine leidenschaftliche Pose an.

Die Gutsfrau winkte lächelnd ab. „Ich habe ja weißes Haar, bedenken Sie das, und bin keine Mutter — ich kann Sie nicht kränken. Hören Sie mich zu Ende. Mein Sohn lernte Sie als Privatdame kennen, er sah Sie nie auf der Bühne, er liebt das Mädchen Elsa, nicht die berühmte Elsa Potoky. Das reizte Sie, entzückte Sie vor allen anderen Huldigungen, weil Sie eben ein echtes Mädchen sind. So kamen Sie nach Grünau. Sie lieben die Natur, die Idylle, abgestoßen von Ihrer Scheinwelt, ihren gemalten Wänden, Wiesen und Dörfern. Sie sehnen sich danach, wie Sie sich nach echter Mannesliebe geseht — da wird Ihnen all das auf einmal geboten. Auch Sie lieben jetzt Karl, ich gebe es zu, mit der ganzen Kraft Ihres Naturells, Sie verzichten freudig auf die Bühne — das müssen Sie doch — aber Sie vergessen, daß diese Scheinwelt, aus der Ihre frühe ursprüngliche Natur sich heraushehnt, doch die Heimat Ihres innersten Wesens ist, das sich immer wieder zurücksehnen wird, daß Sie —“

„Verdammt sind zur Bühne!“ ergänzte Elsa. „D, ich höre den Grafen Leidesdorf, verdammt zur Bühne! Ich will es aber nicht sein, ich will nicht elender sein als jedes Bettelweib, das lieben darf und geliebt wird. Ich will nicht verzichten auf die höchsten Güter eines Weibes um des Ruhmes willen. Können Sie mir das verdenken? Müssen Sie nicht vielmehr glauben, ein Weib mit solchem Drang, solchem heißen Begehren, es ganz und voll zu sein, müsse einen Mann vor allen anderen beglücken können?“

Der Eifer riß sie hin, die mächtige Blut, die sie unzähligmale künstlich heraufbeschworen, flammte jetzt echt auf ihren Wangen. Ohne daß sie es wollte, war sie jetzt Elsa Potoky, die Tragödin, nicht mehr die Elsa im Kleide aus Meran. In demselben Augenblick, wo sie der Kunst abschwor, feierte diese einen förmlichen Triumph in ihr.

Frau von der Heyden war besiegt, obwohl auch sie die Flamme ahnte, die jetzt in Elsa hell aufloderte.

Heyden fühlte trotz der Begeisterung, die ihn erfaßte, ein Mißtrauen gegen sich selbst, vor dem er errödete: „Bist du ein Mann für dieses Weib?“ Nur die alte Potoky vergaß all ihr Leid, den drohenden Verlust, sie vergaß, daß Elsa Worte sprach, die ihr jede Hoffnung nahmen, sie zurückzugewinnen, sie bewunderte nur, sie betete nur ihr Kind, ihre Elsa an. Für sie stand sie jetzt auf der Bühne und donnerte die stolze Frau danieder, welche ihre Tochter behandelte wie einen Eindringling, anstatt vor ihr zu knien.

„Vor solcher Gewalt der Rede muß allerdings meine Mahnung zur Vorsicht völlig verstummen,“ erwiderte Frau von der Heyden. „Ich glaube Ihnen ja so gern, daß Sie meinen Sohn beglücken wollen und werden — und ich will gewiß nicht der Stein sein in eurem Wege. Nach meinem Sinne ist diese Verbindung nicht, die Elemente sind mir, offen gesagt, zu verschieden. Aber meinen Segen versage ich euch nicht und meinen guten Rat auch nicht, wenn ihr ihn annehmen wollt. Das übrige walte Gott!“

Sie legte die Hände des Paares zusammen, und wozu es Elsa beim ersten Anblick dieser Frau getrieben, das that sie jetzt voll Inbrunst. Sie kniete nieder und küßte die derbe, arbeitsharte Hand der Greisin.

„Und ich gehe leer aus — ganz leer!“ jammerte die Potoky.

Da klopfte es, gleich darauf trat Graf Maxime ein. Er fuhr zurück bei dem feierlichen Anblick. Mutter Potoky aber stürzte auf ihn zu und umarmte ihn schluchzend.

„Herr Graf! Herr Graf — das Unglück! Meine Elsa haben's mir g'nommen! Können's das glauben? Meine Elsa — der Mensch!“

Maxime war ratlos, Frau Potoky ließ ihn nicht los. Die Situation fing an komisch zu werden. Dabei empfand er, sofort alles erkennend, einen Schmerz, den er sich bei einer solchen Angelegenheit gar nicht mehr zugeiraunt. Auch ihm lag dasselbe Wort auf der Zunge, das eben die Mutter gesprochen: „Dieser Mensch — eine Elsa Potoky!“

„Ja, wo stecken Sie denn nur, Herr Graf?“ begann jetzt Frau von der Heyden in heiterem Tone. „Sehen Sie nur, was sich alles ereignet hat während Ihrer verhängnisvollen Abwesenheit, oder sind Sie am Ende mit im Spiele, engagiert zur Verlobungsfabrik?“

„Ich? Zur Verlobungs — Verlobung, sagen Sie, gnädige Frau?“ Er befreite sich fast gewaltsam von Frau Potoky.

„Gewiß, Verlobung! Herr Karl von der Heyden, Gutsbesitzer auf Grünau, und Fräulein Elsa Potoky aus Wien geben sich die Ehre —“

„Und dazu soll ich —? Aber gnädige Frau, ich kann Sie versichern, daß der Ueberraschteste von allen jedenfalls ich bin! Aber da kann man ja gratulieren! Herr von der Heyden, ich staune Sie an. Fräulein Elsa —“ Er sah sie durchbohrend an, ein unruhiges Feuer brannte in seinen Augen, und seine Hand krampfte sich an die ihrige. „Meine Gratulation!“ stieß er dann eigentümlich hervor. „Da will ich auch nicht länger stören.“

„Aber Sie fahren doch mit uns zurück?“ fragte Elsa, „ich habe ja heute abend zu spielen.“

„Als engagierter Verlobungsfahrer — bedauere, ich fahre mit dem Zuge. Die Trauerbotschaft soll vor Ihnen in die Residenz kommen.“ Er küßte der Frau des Hauses die Hand.

„Also wirklich unerbittlich, Graf? Sie fahren nicht mit den Damen zurück?“ fragte Heyden gutmütig.

„Nein, in keinem Falle! Im Wagen Ihrer Braut, Herr von der Heyden, hat Graf Leidesdorf nichts zu thun!“

„Ah so, nur in dem Wagen der großen Tragödin,“ bemerkte Elsa, „dann allerdings — mit der ist's aus —“

„Eben darum — habe ich die Ehre allerseits —“ Maxime ging.

Heyden fühlte sich erleichtert und schloß Elsa in seine Arme, als ob sie ihm jetzt erst ganz gehöre, mit dem Grafen ihre ganze Vergangenheit verschwunden sei.

Als durch herzliches Zureden der Hausfrau, es handle sich ja gewiß um keine Trennung von ihrer Tochter, Mutter Potoky ein wenig beruhigt war und die beiden Damen den Wagen bestiegen, fragte Karl, in welcher Rolle Elsa heute abend aufträte.

„Als Eboli.“

„Wirst du sie gut spielen?“ fragte er sichtlich besorgt.

„Besser als je!“ erwiderte Elsa.

Mit beklommenem Herzen sah er dem enteilenden Wagen nach. Elsa winkte mit dem roten Schirm.

„Besser als je!“ Die Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf. Er hatte eine andere Antwort erwartet. Die Möglichkeit, so heilige Gefühle, wie eben Elsas Brust bewegen mußten, auf die Bühne zu übertragen, dort gleichsam nachzittern zu lassen in den Armen eines Schauspielers, zur Unterhaltung einer vielköpfigen Menge, beunruhigte ihn. Hatte er am Ende doch zu rasch gehandelt?

Die Mutter durchschaute ihn. „Mut, Karl! Wer so viel genagt, muß sich auch dem Wagnis gewachsen fühlen. Sie ist ein Charakter, darauf baue ich, und vor allem auf die gesunde Luft Grünaus.“

Das war ein entzücklicher Abend für Heyden. Don Carlos dauert bis elf Uhr, er erinnerte sich noch daran aus seiner Studentenzeit. Er sah Elsa wie damals auf der Probe an der Seite des Herrn Huberti. „Einen mir wird meine Liebe glücklich machen, einen — doch diesen Einzigen zum Gott!“

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, gerade wie vor wenigen Stunden auf dem Fruchtboden, und in einer Loge saß — Graf Maxime und genoß „ihre Kunst“ und lächelte wohl höhnisch, wenn er an den Heyden von Grünau dachte, den Landjunker, den künftigen Gatten Elsa Potokys.

5. Kapitel.

Grünau war eingeschneit. Von den Scheumentemen her tönte der Laftschlag der Dreifcher in monotoner Einförmigkeit, um die Pappeln krächzten die Raben, in bleierner Ruhe lag wochenlang der Nebel auf der Fähr. Um so lebendiger ging es drinnen zu im Schloß, das sonst zu dieser Zeit in seinem Winterschlaf lag. Da wurde geklopft und geschauert in allen Ecken und Enden.

Die junge Herrin hatte den Teufel im Leib, da war ja die alte noch golden! Den ganzen Tag ging es Trepp auf, Trepp ab mit dem rasselnden Schlüsselbund. Die Wäschräume wurden umgestürzt und strenge Musterung gehalten, geflickt, genäht, gesäumt, man war nirgend's sicher vor ihr, nicht in der Küche, nicht in der Gesindekammer, nicht auf dem Speicher, nicht im Stalle, und alles stand ihr so gut an, selbst das Befehlen und Zanken, daß man ihr nicht feind sein konnte, der Theaterprinzessin, wie sie im geheimen genannt wurde.

Karl war entzückt, wie Elsa sich anließ; seine kühnsten Erwartungen wurden weit übertroffen. Bereits auf der Hochzeitsreise, auf welche Mutter Heyden energisch bestand, um Elsa den Uebergang nicht zu schroff erscheinen zu lassen, drängte sie nach Hause. Und jetzt war sie das Muster einer Wirtschaftlerin und Hausfrau, als ob sie auf einem Gute aufgewachsen wäre. Das war nichts Gemachtes, Gekünsteltes; nur zierte diese ihre Thätigkeit eine entzückende Anmut, die ihm in seinen Kreisen noch nie begegnet war.

Er triumphtierte jetzt über die Mutter und erinnerte sie wiederholt an ihre übertriebene Besorgnis, ihr Vorurteil. Bemerkte dann Frau von der Heyden, daß sie lieber eine allmähliche Gewöhnung in das neue Leben bei Elsa beobachteten würde, als diesen überreizten Thätigkeitstrieb, der nicht natürlich auf sie wirkte, dann war er empört, daß Elsa ihr es auf keine Weise recht machen könne.

Dem war aber nicht so, Frau von der Heyden lernte ihre Schwiegertochter täglich höher schätzen. Das verhinderte sie jedoch nicht, mit ihrem scharfen Blick die reiche Individualität der Schwiegertochter zu erkennen, welche sich unmöglich für immer mit Wäsche und Küche begnügen werde. Sie suchte daher auf jede Weise Elsa die verlorene geistige Anregung zu ersetzen; sie hielt Journale, schlug Leseabende vor, that sich selbst Zwang an, brachte die Sprache auf Kunst und Theater und verfolgte in der Presse dessen momentane Entwicklung. Elsa las die Journale nicht, erklärte Leseabende für überflüssig, man könne sich ja so vortrefflich unterhalten, und bat dringend, nie das Wort „Theater“, wenigstens ein Jahr nicht, vor ihr auszusprechen.

In der Presse der Residenz wurde ihr Abgang von der Hofbühne tief bedauert — unerklärlicher Verlust — unausfüllbare Lücke! Sie freute sich nicht darüber, und als einige Monate darauf ein Erjaz gefunden, „eine die Potoky voll auf erziehende, unerreichte Künstlerin, ein Stern ersten Ranges“ — ärgerte sie sich nicht im mindesten.

Alle diese Erscheinungen machten Karl zum glücklichen Menschen, Elsa hatte endgiltig mit der Bühne gebrochen Sie hatte wohl überhaupt kein echtes Schauspielers, sondern

echtes, gesundes Wiener Bürgerblut. Sie war zum Theater aus Pflichtgefühl gegangen, um ihrer Familie aufzuhelfen, ein zufälliges Talent durch unendlichen Fleiß auszubilden. Er verfehlte sie nur wieder in ihre ursprüngliche, ihr zukommende Sphäre.

So wiegte er sich rasch in volle Sicherheit. Der feste Wille, sie täglich neu erringen zu wollen, sich selbst herauszureißen aus der ländlichen Lethargie, sich emporzuschwingen zu ihr, verlor sich; es war ja nicht nötig, Elsa war fein, ganz fein und stand auf gleichem Boden mit ihm.

So ging er bald wieder seinen alten Gewohnheiten nach, unter denen die Jagd ihn am meisten in Anspruch nahm, und verfiel in das ihm angeborene gemütliche Sichgehenlassen. Und Elsa fand die geschmierten Stiefel, die tabakduftende Zoppe, die qualmende Pfeife, den ungepflegten Bart ganz reizend; sie fand es auch ganz natürlich, daß sie ihren Mann oft tagelang gar nicht sah, wenn er auf Jagden bei Nachbarn sich herumtrieb. Sie stopfte unterdes Wäsche oder spann und ließ sich von der Schwiegermutter aus ihrem Wirtschaftsleben erzählen; das schien ihr jetzt viel interessanter als alle Klaffler des In- und Auslandes.

Nur einen Kummer hatte sie, der von Monat zu Monat tiefer ging, das fühlte sie: ihre Mutter ließ sich um alles nicht bereden, zu ihr nach Grünau zu ziehen, so herzlich ihr auch Heyden entgegenkam. Mutter Potofy haßte ihn als den Räuber ihres Kindes; sie wollte nicht von seinen Wohlthaten leben. Elsa zu bewundern, ihren Erfolg, ihren Ruhm mitzugenießen, war ihr ganzer Lebensinhalt; der Egoismus des Alters ließ sie darüber nicht hinwegkommen.

Elsa besuchte sie jede Woche einmal, hoffte sie durch lebhaftes Schilderung ihres stillen Glückes zu bekehren, ihren bürgerlichen Sinn wachzurufen, welcher doch ihre jetzige Lebensstellung der früheren vorziehen mußte — alles vergeblich! „Ja, wenn's noch einer wär, der wüßte, was er an dir hat, der Graf Marime z. B., aber so aner vom Duzend, der's am liebsten vergessen möcht, was d'warst, als wenn's a Schand wär! Na, des kann i net verknusen!“

Solche Redensarten verletzten Elsa, erkälteten sie der Mutter gegenüber. Energisch verbat sie sich aber dergleichen Anspielungen auf Graf Marime, so energisch, so erregt, daß die Mutter sie dabei mißtraulich von der Seite betrachtete, mit einem Gefühl, dessen sie sich dann selbst schämen mußte. Aber sie konnte nichts dafür, das war halt ein Mann! Er hatte sie bereits zweimal seit der Verheiratung Elsas aufgesucht, sie, eine vierundsechzigjährige einfache Frau, aus purer Anhänglichkeit und Freundschaft. Das konnte sie ihm nicht vergessen, und sie fand es recht undankbar von ihrer Tochter, daß sie jetzt gar nichts mehr von ihm wissen wollte, und hielt es für ihre Pflicht, sie an ihn zu erinnern.

Als Elsa wieder einmal kam, erzählte sie, daß Marime eine Reise um die Welt angetreten und herzliche Grüße an sie hinterlassen, es passe ihm nichts mehr in der Heimat. „Der arme Hascher, er hat dich doch recht gern g'habt,“ fügte sie ordentlich gerührt hinzu.

Elsa erwiderte kein Wort, verließ aber sofort das Haus. (Fortsetzung folgt.)

Die Frauen von Chicago.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

(Schluß von S. 53.)

Nachdruck verboten.

Es sind im amerikanischen Westen gerade die besseren Beschäftigungen, welche zum Nachteil der Männer allmählich von Frauen erobert werden, während den Männern die schwerere Arbeit überlassen wird. Wie in Europa, so sind auch in den Distrikten vielfach Mädchen als Kellnerinnen und „bar maids“ bedienstet — in Chicago kenne ich kein einziges größeres Hotel und keine einzige „bar“ (Trinkstube), wo Mädchen als Kellnerinnen verwendet würden; sie überlassen diesen Beruf ganz dem stärkeren Geschlecht. Dasselbe ist in den Hotel- und Restaurantkichen der Fall, aber es ist nicht der „Chef“, welcher die Köchin verdrängt, sondern es ist die Köchin, welche ihre Stelle dem Chef einfach überläßt. Andere Frauenarbeiten, wie sie z. B. massenhaft in unseren großen Fabriken vorkommen, wurden in Chicago durch Maschinen übernommen. In Berlin beträgt die Zahl der in Fabriken und Industrien verwendeten Arbeiterinnen etwa ein Drittel der Gesamtarbeiterzahl, in Chicago nur etwa ein Achtel. Von der 200 000 erreichenden Arbeiterarmee Chicagos sind nämlich nur 26 000 weiblichen Geschlechts, und auch von diesen entfallen die Hälfte auf Kleider-, Moden-, Weißzeug-Geschäfte, ein weiteres Viertel auf ganz leichte Berufswege. Ueberall zeigt sich nicht nur das Bestreben, der Frau eigene, selbständige Erwerbsquellen zu erschließen, sondern auch die Ersteren von der beschwerlichen, niedrigen Handarbeit zu befreien, sie höheren Berufsarten zuzuführen. Dadurch werden sie aber auch selbständig, unabhängig von dem Manne, und diese Selbständigkeit zeigt sich denn auch bei den Frauen Chicagos in ganz hervorragender Weise. Sie werden zu ihrer sprichwörtlich gewordenen Emanzipation förmlich herangezogen. Sie sind freier, ungenierter in ihrem Verkehr mit den Männern, und die Eltern der mitunter recht jungen, sehr häufig auch schönen, reizvollen Damen wissen ganz genau, daß sie ihnen ohne irgendwelche Gefahr die weitestgehenden Freiheiten gestatten können.

So sehen wir sie denn allein die Welt umsegeln und selbstverständlich auch zu Hause in ihrer Heimatstadt Dinge unternehmen, über welche unsere europäischen Mamas die Hände entsetzt über den Kopf zusammenschlagen würden. Keine Mutter hat dort etwas dagegen, wenn junge Herrenbekanntschäften die Töchter des Abends besuchen. Eine Vorstellung, ein mehrmaliger Besuch genügt, um dem jungen Herrn die Berechtigung zu geben, die Tochter zu einer Spazierfahrt oder des Abends zum Besuch von Theater, Konzert und Promenade einzuladen, ohne daß notwendigerweise eine dritte Person beigezogen werden mußte. Selbst in den höheren Gesellschaftsklassen herrscht diese Ungezwungenheit der Bewegung.

Im vergangenen Jahre kam die Rede in einem der vornehmsten Häuser Chicagos zufällig auf Bilder. Ich äußerte den Wunsch, einige eben von einer mir unbekanntem Dame erworbene Gemälde von Corot zu sehen. „Nichts leichter als das,“ fiel die etwa siebzehnjährige, hübsche Tochter des Hauses ein. „Ich habe morgen vormittag Singstunde. Holen Sie mich dort um elf Uhr ab, ich will Sie zu Mrs. W. führen.“ Als ich zur bestimmten Zeit bei der Musikschule erschien, trat meine Amazone eben heraus. Vor der Thür stand ein kleiner, eleganter Wagen mit zwei ungarischen Pferden bespannt. Miß K. schwang sich geschickt in den Sitz und ergriff die Zügel, mir den Platz neben sich anweisend. Der reich librierte Diener sprang auf den Rücksitz. Ein leichtes Schnalzen mit der Zunge und die zwei feurigen Zucker flogen dahin, von Miß K. mit sicherer Hand gelenkt. Wir hatten einige der belebtesten Geschäftstraßen Chicagos zu passieren, und ich legte meinen Stock aus der Hand, um nötigenfalls sofort helfen zu können, denn man kann sich schwer eine Vorstellung machen von dem Verkehr, der in den Straßen Chicagos gerade in den Vormittagsstunden herrscht. Zu Hunderten jagen Tramway- und Rabelbahnwagen auf und nieder, Lastwagen beladen mit Maschinen, Kisten und Warenballen; Omnibusse und andere Behälter fallen ihnen an den Straßenkreuzungen in die Flanke, und alle Augenblicke fahren dort diese massenhaften Fuhrwerke zu einem scheinbar unentwirrbaren „jam“ (Gedränge) ineinander. Dazu viele Tausende von eiligen Fußgängern, die durch schrille Glockenzeichen auf die daheraufenden Wagen aufmerksam gemacht werden, mit einem Worte ein Wirrwarr, wie er selbst in den belebtesten Straßen von London und Paris nicht seinesgleichen findet. Und mitten durch dieses Chaos lenkte Miß K. ihren Zucker, so kühn und so gewandt, daß ich staunen mußte. Ich war froh, als wir endlich das Geschäftsviertel hinter uns hatten und auf dem prachtvollen Steinquai, der in neuester Zeit längs der Ufer des Michigansees entstanden ist, den Privatresidenzen von Lake Side zurollten.

Vor einem der schönsten Paläste dieser vornehmen Vorstadt blieben wir stehen. Bevor ich herbeieilen und Miß K. herabhelfen konnte, war sie schon aus dem Wagen gesprungen. Einen Augenblick nachher befanden wir uns in einem großen Salon, gefüllt mit etwa fünfzig der elegantesten jungen Damen Chicagos. Die älteste mochte nicht viel mehr als fünf- undzwanzig Jahre zählen. Miß W., die schöne Tochter der Hausherrin, gab eben eine „matinée musicale“ für ihre Freundinnen, und wie ich nachher erfuhr, befanden sich unter den Geladenen nur wenige verheiratete Damen. Ich selbst war der einzige Herr. Mit der reizendsten Unbefangenheit nahmen die jungen Damen meine Vorstellung entgegen, zogen mich in die Unterhaltung, sangen Schumann, Brahms, Mascagni um die Wette, sprachen von Aristoteles und Plato, zeigten mir die schönen, den Salon zierenden Daubignys, Rousseaus und endlich die drei großen Corot'schen Landschaften, welche gerade das Gespräch des ganzen fashionablen Chicago bildeten.

Ich war niemals zuvor solcher Unbefangenheit, flotter, heiterer Konversation und bei so jungen Damen solchem vielseitigen Wissen begegnet. Jede schien ihr eigenes „hobby“ (Stedenpferd) zu haben. Einige hatten Lieder und Sonaten komponiert, die gedruckt auf dem Klaviere lagen und von anderen aufgeführt wurden; andere waren Del-, Aquarell- oder Porzellanmalerinnen; Miß A. besaß Rennpferde; Miß B. eine Rindviehzüchterei in Dakota, die sie selbst verwaltete; Miß C. hatte ein Buch über ihre Reisen in Südamerika geschrieben; Miß D. malte eben mit eigener Hand die Empfangsräume ihrer neuen Villa; Miß E. baute sich ein astronomisches Observatorium auf dem Landstüch ihres Vaters. Fast alle hatten ganz Europa bereist und sprachen über St. Petersburg, Karlsbad und Kairo wie über ihre eigene Heimat. Kaum hatte ich mit einer einige Worte gewechselt, so erhielt ich auch schon eine Einladung — Miß A. gab morgen abend eine „theatre party“ im Chicago Opera House, Vogen Nummer X. und Y. Ich möge doch kommen.“ Miß B. besaß eine Sammlung alter Bücher, die sie mir zeigen wollte; bei Miß C. sollte ich mir orientalische Stickerien, bei Miß D. eine Kollektion süd-slawischer Frauentostime ansehen. Während unserer Unterhaltung reichten ein paar Lakaien Erfrischungen, Sandwiches und Champagner umher. Ich unterhielt mich auf das vorzüglichste, und als Miß K. und ich nach etwa anderthalb Stunden aufbrachen, schied ich von den jungen Damen wie von alten Freunden mit kräftigem Händedruck.

Es war Mittagszeit; aber statt nach Hause zu fahren, schlug Miß K., meine Führerin, zwei anderen, gleichfalls aus dem Hause tretenden Damen, die ich schon von früher kannte, vor, nach dem Lincoln-Park zu fahren und dort mit uns zu dejeuner. Freudige Annahme.

Während der Mahlzeit kam das Gespräch auf die Männer Chicagos, und ich fand nun meine Vermutung bestätigt, daß ich meinen freundlichen Empfang nur meinem bischen allgemeiner Bildung und meiner bescheidenen Vertrautheit mit Reisen, Litteratur, Kunst, Musik u. s. w. zuzuschreiben hatte. „Sehen Sie,“ meinte eine der Damen, „unsere Männer hier in Chicago sind aber auch rein zu gar nichts zu brauchen. Des Morgens früh eilen sie in ihre Geschäfte, mittags lunchieren sie in der Stadt, denn sie haben keine Zeit, den weiten Weg nach Hause zurückzulegen, und wenn sie spät abends wirklich nach Hause kommen, sind sie zu müde. Sie verstehen ihr Geschäft, aber darüber hinaus nur wenig. Wie sollten sie etwas von den Dingen wissen, in welchen ihr Männer von Europa so sehr excelliert? Wir Mädchen und Frauen sind eben aus uns selbst angewiesen.“

Daraus erklärte ich mir auch teilweise die Unabhängigkeit und Selbständigkeit dieser jungen, reizenden Wesen, die viel natürlicher und naiver ist als jene, welche die „Shoddy“-Aristokratie von New-York zur Schau trägt. In den ausgeblagene 14th Avenue-Kreisen New-Yorks fragt man nur zweierlei: „Wie viel hat er, und vor allem wie heißt er?“ Denn besitzt der Fremde einen hochtrabenden Grafen- oder Freiherrntitel, ist er mit irgend einer englischen Lords- oder Baronetsfamilie verwandt, so ist sein Glück gemacht, auch wenn er schließlich nicht allzuviel Geld hat; eine solche Jagd nach Wappen und Titeln und Kronen, wie in gewissen Geldprogenkreisen New-Yorks ist mir in der That anderswo nicht vorgekommen.

In Chicago habe ich diese widerlichen Zustände nicht angetroffen. Bei all ihrer Naivität sind die jungen Damen Chicagos doch ernst genug, auf den Grund der Dinge zu gehen und den Mann tiefer, gerechter, unbefangener zu beurteilen. Man thäte Unrecht, ihre Unabhängigkeit und ihren freien Ver-

kehr mit den Männern auf Flatterhaftigkeit und den Gang nach „flirting“ zurückzuführen.

Ihre Unabhängigkeit äußert sich auch bei ihren Eheschließungen, mehr aber noch bei den Ehescheidungen, die ja gewöhnlich gern hervorgerzert werden, um unrichtige Schlüsse auf die sozialen Verhältnisse Chicagos zu ziehen. Die Zahl der Eheschließungen ist im Verhältnis gerade so hoch wie anderswo in Amerika. Im Jahre 1891 erreichte sie 15 400; die geringste Zahl entfiel auf die Monate Februar und März, die größte auf die Herbstmonate. In zwanzig Fällen betrug das Alter der Braut 14, das des Bräutigams 17 bis 20 Jahre, und während der Sommermonate bewarben sich nicht weniger als dreihundert Pärchen unter dem Heiratsalter um Ehebewilligung. Auffallend war in der zweiten Hälfte des Jahres 1891 die große, nahezu 100 erreichende Zahl von Brautpaaren, bei denen die Braut 55, der Bräutigam 65 Jahre überschritten hatte.

Leider ist mir die Zahl der Ehescheidungen nicht bekannt, aber sie ist jedenfalls größer als in anderen Städten, und ihre Ursachen würden einen höchst interessanten Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt gewähren. Die Ehescheidungsgelege sind im Staate Illinois layer als in anderen Staaten, und wenn einerseits zugegeben werden muß, daß sie eine größere Zahl von Scheidungen unter eigenen Bürgern zur Folge hatten, so entfiel doch ein großer Teil der Gesamtzahl der Scheidungen auf Bürger anderer Staaten, vornehmlich Newyorks, Pennsylvaniens und der Neuenglandstaaten, die nach Illinois kommen, um sich dort scheiden zu lassen, teils weil, wie gesagt, die Gesetze dies erleichtern, teils weil die Betreffenden dem Aussehen und dem Geruch in ihrer eigenen Heimat entgegen wollen. Die Sensationspresse Chicagos bemächtigt sich mit Vorliebe derartiger Fälle, und so entstand allmählich der durch den Reiz der Schwefelstädte noch geförderte eigentümliche Ruf Chicagos in Bezug auf die Ehescheidungen.

Allein, selbst wenn die letzteren sämtlich auf einheimische Bürger entfielen, würde niemand, der die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Unabhängigkeit und Erwerbsfähigkeit der Frauen und die Verschiedenheit der Anschauungen beider Geschlechter kennt, aus der großen Zahl der Scheidungen ungünstige Schlüsse auf die Ehen ziehen. Nichts ist begreiflicher, als daß die unabhängigen, willensstarken und thatkräftigen Frauen sich einem Ehejoch entziehen, das ihnen nicht mehr behagt oder in welchem sie sich unglücklich fühlen. Die Rücksichten, welche bei uns herrschen, kennen sie nur in geringem Grade, und statt zu dulden und zu leiden, machen sie der unglücklichen Ehe durch die Scheidung ein Ende, um es allenfalls mit einem anderen Manne „nochmals zu versuchen“.

Die Gleichstellung mit dem Manne erringt sich immer weitere Gebiete. Unter den nach Hunderten zählenden Klubs und gesellschaftlichen Vereinigungen gibt es eine beträchtliche Anzahl von Frauenklubs und auch solche, wo beide Geschlechter gleich stark vertreten sind. Viele dieser Klubs haben ihre eigenen, palastartigen Gebäude, bei anderen vereinigen sich die Mitglieder an bestimmten Tagen jedes Monats in dem Hause irgend eines Mitgliedes. Einer der bedeutendsten ist der Sarazenen-Klub, aus achtzig der angesehensten Netze, Advokaten und Schriftsteller beiderlei Geschlechts bestehend. Der Präsident desselben ist augenblicklich eine Dame, der Vizepräsident eine Frau Dr. med. M. J. M., der Sekretär ein Fräulein Redakteur Emma S. Bei diesem Klub sowohl, wie beim „Tuesdays Reading-Club“ und beim „Zwanzigsten Jahrhundert-Klub“ ist die Pflege guter Litteratur, geistiger Unterhaltung der Hauptzweck.

Bei der Soiree des letztgenannten Klubs fand ich die ersten gesellschaftlichen Größen Chicagos versammelt. Es wurden Gedichte moderner englischer, deutscher und russischer Poeten vorgelesen und die moderne Richtung der französischen Litteratur mit viel Geist und treffendem Witz diskutiert, ähnlich wie es die Pariser Gesellschaft in der Zeit Voltaires zu thun pflegte.

Wie die Herren der Chicagoer Presse, so besitzen auch die Damen derselben ihren eigenen Klub „The Press League“. Die Mehrzahl der Chicagoer Korrespondenten amerikanischer Blätter sind Damen, und jeder einzelne Staat der Union ist durch einige Mitglieder vertreten. Außerdem besteht aber auch noch eine „Illinois Women's Press association“ (Pressevereinigung Illinoiser Frauen), deren Mitglieder sich aus solchen Damen rekrutieren, welche Hervorragendes in literarischer Hinsicht geleistet haben. Um ihre Aufgabe zu erleichtern, besitzt diese Vereinigung ihre eigenen Damenkomitees von Schriftstellern, Redakteuren, Reportern, Korrespondenten und sogar Verlegern! Jedes Komitee tagt neunmal im Jahre und bringt seine Beschlüsse vor die Generalversammlung.

Alles das zeigt die Frau in den Beschäftigungen der Männer, aber nicht die Frau als Frau. Nun, die Damen Chicagos sind nicht weniger gute Mütter, Gattinnen, Hausfrauen, aber sie beschränken sich eben nicht allein auf ihren häuslichen Beruf, sondern gehen darüber hinaus und verstehen es vortrefflich, auf eigenen Füßen zu stehen. Ihre Bildung und Selbständigkeit erhöhen nur den Reiz ihrer Weiblichkeit. Sie kleiden sich gut, ja geschmackvoller als ihre stillen Schwestern, und was die Geheimnisse der Toilette betrifft, so verstehen sie diese ebenso ausgezeichnet wie bei uns im alten Europa.

Der Fächer.

Von Emilie Bragky.

Nachdruck verboten.

„Der Frauen Fächer ist Amors Köcher.“
Ernst von Willdenbruch

Was in der Hand des Feldherrn der Marichallsstab, das ist in den Händen der schönen Frau der Fächer; ja, er ist noch mehr, denn er ist nicht nur ein Zeichen der Macht und Würde, er ist zugleich in ihrer Hand eine gefährliche Waffe, und ein leichter Schlag mit ihm, verbunden mit einem zündenden Blick, kann unheilbare Verwundungen anrichten.

Der Fächer ist das Scepter der Grazie, Schönheit und Anmut, und ein Winken und Grüßen mit ihm hat schon manchen Helden und freien Mann zum Sklaven gemacht, wenn es auch Rosenketten waren, mit denen er gefesselt wurde.

Die Macht des Fächers ist groß, und wenn der Dichter des „Probepfeil“ singt:

„Der Fächer ist der Frau verlehnt, als Mittel Flug und eigen, Um ihr Gesicht uns zu entziehen und ihre schöne Hand zu zeigen!“

so hat er darin recht, denn im lichtdurchfluteten Ballsaal, umrauscht von schmeichelnden Tönen und schmetternden Fanfaren, umwogt von lachenden, fröhlichen Menschen, vermag dieses duftige, graziose Spielwerk eine Scheidewand aufzurichten, hinter der ein süßes Geheimnis ausgetauscht wird. Sie verbirgt das Erglühen des Gesichtchens, den heißen Blick, der so flüchtig und doch so bedeutungsvoll, mehr als die längste Rede erzählt.

Die Sprache des Fächers vermag auch die ganze Skala der Empfindung, von der Gleichgültigkeit bis zur innigsten Zuneigung, und nach der entgegengesetzten Seite bis zum Zorn oder zur Verachtung auszudrücken, und dabei kommen eine schöne Hand, die sanft geschwungenen Linien eines schönen Armes nirgends besser zur Geltung als in dem leisen Auf- und Niederwogen des Fächers, der sich wie ein vom Zephyrhauch getragenes Blumenblatt bewegt.

Wenn die Handhabung des Fächers auch nur wie ein leichtes, grazioses Spiel erscheint, so erfordert sie doch ein so eingehendes Studium wie das Tragen der langen, pomphaften Hofschleppe. Meisterin in beidem war die mehr noch durch ihre ideale Schönheit als ihr anmutiges Talent alle Herzen gewinnende Schauspielerin Edwina Bierck, welche auf den weltbedeutenden Brettern von Preußens Hauptstadt unter der ersten Leitung Botho von Hülsen ihre Kunst und Schönheit entfaltete und selbst für die höchsten Kreise in Modeschachen bestimmend wirkte. Die Entfaltung ihres Fächerspiels soll unmachbarlich grazios und doch so einstudiert gewesen sein, daß jede Bewegung desselben die Aufmerksamkeit auf irgend eine ihrer besonderen Schönheiten lenkte.

Aber wenn auch nicht jede Dame den Fächer mit solcher Meisterschaft handhaben kann, ein ebenso reizendes wie unentbehrliches Spielwerk wird er immer in den Händen schöner Frauen sein, und die Mode sowohl als die Industrie haben in Bezug auf ihn immer ihr Bestes gethan.

Was ist aus dem einfachen Palmenblatt, mit welchem man sich vor Jahrhunderten im Orient das Gesicht kühlte, geworden? Wahrlich, seine Umwandlung zu den eleganten Fächern der heutigen Zeit ist wohl ebenso groß wie nach Professor Karl Vogt die der Affen zum Menschengeschlecht. Nicht allein, daß man die edelsten Stoffe und Produkte, wie Gold, Edelsteine, Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter, die kostlichsten Federn, Seide und anderes mehr dazu verwendete — die Hand unserer ersten Künstler schmückte auch die Stoffe mit entzückenden Malereien, und so wurden Kunstwerke von ganz außerordentlichem Werte geschaffen. Namentlich war dies der Fall, als zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die erste deutsche Fächerfabrik in Wien gegründet wurde. Heute weist auch Berlin mehrere bedeutende Fächerfabriken auf, welche die französischen und italienischen Fabriken mit ihren Erzeugnissen mindestens erreicht haben.

Diderot sagt: „Die Feder, mit welcher man über die Frauen schreibt, sollte vorerst in den zarten schimmernden Staub von Schmetterlingsflügeln getaucht werden.“ Er mag das spöttisch gemeint und würde es vielleicht nicht gesagt haben, wenn er das heutige Ringen der Frauen nach Selbständigkeit gesehen hätte, und dennoch kommt einem das Wort in den Sinn,

wenn man an die elegante Dame denkt, die träumerisch hingelehnt und mit ihrem Fächer spielend sich in süße und anmutige Erinnerungen versenkt, oder den berauschten Worten lauscht, welche Liebe und Leidenschaft ihr ins Ohr flüstern.

Nicht immer und nicht zu jeder Toilette erscheint der Fächer passend, und namentlich sind es die runden, langgestielten Straßenfächer, welche wir lieber durch ein Sonnenschirmchen ersetzt sehen; dagegen ist der Gebrauch des Fächers am lauschigen Kamin, bei der sinkenden Sonne im Garten oder am Strande entschieden zu befürworten, wenn er auch erst seine ganze Zauberwelt im flutenden Lichte des Salons, auf Bällen und in Gesellschaften entfaltet. Auch in Konzerten und im Theater füllt er seinen Platz voll aus, doch sollte man hier nie einen Fächer gebrauchen, dessen Stäbe, wenn auch noch so leise, klappernd aneinander schlagen. Der Holzfächer ist eigentlich nur für die Promenade erlaubt. Das Klappern des Fächers beeinträchtigt die Poesie des Fächerspiels ganz ungemein.

Man soll auch stets darauf bedacht sein, den Fächer in

Uebereinstimmung zur Kleidung zu wählen; nur dadurch wird sich jene Vollenbung der Toilette erzielen lassen, die der Ausdruck des edelsten Geschmacks und des feinsten Taktes ist.

Zu den wie wunderbare Volkengebilde wirkenden, duftigen Toiletten eignen sich auch nur leichte Fächer mit hellen Stäben und eben solchen Blättern aus Seide, Spitzen, Gaze, Federn und dergleichen. Die Malerei und Stickerei, welche sie bedeckt, muß ebenfalls leicht und grazios sein und jenen sanften Schmelz besitzen, wie er dem Rosenblatt oder der rosigen Apfelblüte eigen ist. Reizend sind auch für solche Toiletten die Fächer, welche einem flachen Blumenbouquet gleichen oder eine einzige volle Blume bilden. Zu schweren Seiden- und Brokatroben oder zu Sammet- und Blüschkleidern paßt der große Fächer aus Straußfedern vorzüglich, der mit Stäben aus Schildpatt, Perlmutter und dergleichen versehen ist. Zu hellen Seidenkleidern sind die Fächer aus Seide oder aus Pergament mit kunstvoller Malerei durchaus angemessen. Bei Toiletten mit Stuart- oder Medizistragen empfiehlt sich der gestielte und aus Straußfedern gebildete, unzusammenlegbare Fächer, der überdies noch mit Blumen und Schleifen verziert werden kann.

Einer schönen, mit allen Feinheiten einer eleganten Toilette bekannten Frau werden deshalb auch nicht ein paar Fächer genügen können, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn manche reiche und vornehme Damen ganz ungeheure Schätze in Fächern besitzen.

Einst, in ihrer Glanzperiode, hat die Kaiserin Eugenie die entzückendsten und kostbarsten Fächerexemplare besessen, aber seit das Schicksal ihr Macht und Glanz, Gatten und Sohn raubte, hat Pracht und Schimmer für sie wohl die Bedeutung verloren, und ihre Fächeransammlung ist überflüssig geworden von der der Baronin James Rothschild, deren Sammlung über tausend Nummern umfaßt, von denen einzelne einen Wert von 10—20,000 Franken haben. Ihr folgen mit den Fächeransammlungen zunächst die Kaiserin von Rußland und die Herzogin von Amale, die einen Fächerbestand von zirka 800 Stück besitzen, welche ebenfalls das Kostbarste zeigen, was auf diesem Gebiete hergestellt wurde. Daß selbstverständlich auch andere höchste und hohe Damen reiche Fächerkollektionen besitzen, braucht kaum noch erwähnt zu werden; ist doch jetzt der Fächer, der nach der französischen Revolution von der Bildfläche verschwand, in seine alten, verbrieften Rechte wieder ganz eingesezt.

Wenn vielleicht manchem ein solcher Fächerreichtum als ein ungeheurer Luxus erscheint, so wollen wir doch nicht vergessen, daß der Luxus nicht bloß eine üppige Blüte der Kultur, sondern daß er auch ein mächtiger Faktor zur Hebung des Volkswohlens und des Nationalvermögens ist; giebt er doch vielen Künstlern und Arbeitern Gelegenheit, sich zu erhalten, ihre Schaffenskraft zu entfalten und zu verwerten.

Zum Schluß wollen wir noch eines Fächers gedenken, der vor allen anderen ein Kind unserer Zeit ist, es ist dies der „Autographenfächer“. Daß sich in ihm eine besondere Schönheit präsentiert, wollen wir gerade nicht behaupten, aber sicher ist, daß sich in seinem kleinen Rahmen eine Fülle von Geist und Feinheit entfalten kann, daß er ganz besonderes Interesse hervorrufen wird, wenn es bedeutende, historische Personen waren, welche sich hier bereuigten. So ist ein interessanter Autographenfächer gewissermaßen ein beglaubigtes Zeugnis für die hervorragende Stellung oder für die besonderen Eigenschaften seiner Trägerin.



Der Piffikus.



Der Phlegmatiker.



Der Philosoph.

Lore.

Ein Frauencharakter von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

In Hausball; der Kotillon war auf seinem Höhepunkt, die Musikanten intonierten den „armen Jonathan-Walzer“ als Eingang einer neuen Tour, die ein baumlanger Infanterieoffizier mit den beiden Töchtern des Hauses umständlich erklärte. Alle hörten gespannt zu: die Damen sollten Raupen an ihre Tänzer, die Herren Schmetterlinge verteilen — allgemeiner Beifall mit Gelächter.

Nur die gefeierte Lore blieb ernst; sie war zerstreut und sah abgepannt aus, aber nicht vertanzt. Die Müdigkeit lag allein in den großen, kaum halb geöffneten Augen, die uninteressiert über das Tanzgewühl schweiften. Die junge Schönheit saß in einem wahren Kranz von Nizza-rosen, Veilchen und Anemonen, mit denen man sie überschüttet, und hörte zerstreut ihrem kleinen, unbedeutenden Herrn zu, der aufgeregter erzählte, wie er im Frühjahr beinahe ums Leben gekommen wäre.

Der jungen Dame war die ganze Geschichte offenbar ebenso gleichgültig, wie der Nachbar selbst. Was ging es sie an, daß sein Kassepferd scheute, den Selbstfahrer an einen Laternenpfahl und den Meister und Gebieter in den Straßenstaub schleuderte? Sie haßte Menschen, die nur von sich sprechen können und rücksichtslos und eingebildet verlangen, daß es die anderen ebenso interessiere wie sie selbst.

„D,“ flugte der Sprecher, „und ich versichere Ihnen, mein gnädiges Fräulein, der Wagen war chic, ungeheuer chic!“

„Hoffentlich fielen Sie auch mit dem nötigen stillvollen chic herunter?“ unterbrach sie ihn spöttlich.

„D nein, Gnädigste, mit — Mißgeschick!“ Er schnitt ein klägliches Gesicht, und sie fragte sich im stillen, wem er dies feibliche Wortspiel gestohlen.

Gleichgültig hörte sie den „armen Jonathan“, gleichgültig sah sie nach der Uhr, die bereits Mitternacht vergangen zeigte; sie unterdrückte ein Gähnen — dann wunderte sie sich, wie wenige Menschen und Toiletten mit Anstand etliche Stunden Tanz vertrugen. Die meisten sahen abstrapaziert aus, häßlich und unvorteilhaft. Unwillkürlich suchte ihr Blick den gegenüber hängenden Spiegel — sie fand sich kühl und frisch, wie zu Beginn des Balles. Ihr naturkrauses Haar wurde nur welliger, ihre blühenden Farben vertieften sich kaum merklich — war es Verdienst oder Zufall? Es befriedigte ihr feines, ästhetisches Empfinden. Wie wild sich alle durcheinander drehen! Ein Ball verliert an Aesthetik, je mehr er sich einem späten Ende zuneigt; zerrissene Kleider, gedrückte Blumen, wirres Haar, erhigte, rote Gesichter — Lore fand Tanzen plötzlich ein geschmackloses, entstellendes Vergnügen. Sie verlor jede Lust dazu. Ihr Herr sprach wie ein aufgezogenes Uhrwerk; sie folgte ihren eigenen Gedanken.

Da schlägt eine leise, gedämpfte Stimme an ihr Ohr, eine schlanke Hand streckt ihr einen großen, gelb- und schwarz-sammetnen Schmetterling entgegen: „Ein melancholischer Totenkopf — werden Sie ihn nehmen?“

Frappiert sieht sie auf in ein lächelndes, schwermütiges Männergesicht mit übergroßen Augen und einem feinen Leidenszug um den schmalen Mund — der Sohn des Hauses steht vor ihr.

„Ah, Herr Jarba,“ sagt sie strahlend und steht rasch auf, daß die Hälfte ihrer Bouquetchen und Orden zur Erde fällt — ihr Herr mag sie aufheben. „Ich glaubte, Sie hätten sich schon zurückgezogen?“

„Nein,“ erwiderte er kopfschüttelnd, „ich habe dort in der Nische gestanden und bewunderte, wie grazios und wohlthuend harmonisch Sie tanzen.“

Sie errötet leicht und will nach Vorschrift der Tour den Schmetterling im Haar befestigen, da hält er ihre Hand zu-

rück. „Sehen Sie ihn erst an,“ bittet er lebhaft, „wie herrlich er gezeichnet ist!“

Lore nickt beifällig. „Ja, der Schmetterling ist hübsch, aber — er hat solchen häßlichen Namen.“

„Weshalb? Weil er an den Tod erinnert?“ fragt er sinnend, „ich meine, der Tod ist nicht schrecklich, nur das Sterben. Aber vorher möchte ich noch einmal in frischer Kraft durch blühende Wiesen streifen, nur einmal noch mit Ihnen tanzen!“ Große, unaussprechliche Sehnsucht klingt aus den Worten, ein tiefes Mitleid überkommt Lore.

„Wenn Sie wieder ganz gesund sind, sollen Sie mehr mit mir tanzen, als Ihnen lieb ist,“ tröstet sie mit erzwungenem Scherz.

Er lächelt hoffnungslos und zieht ihren Arm durch den seinen. „Für diese Tour gehören Sie mir. Sie wissen, ich darf nicht tanzen — ist es Ihnen eine große Entsa-

gung, wenn ich mit Ihnen tanze?“

„Dem Tode verfallen! Lore sieht auf den Schmetterling mit dem Wahrzeichen in ihrer Hand — dann an ihrem heliotropfarbenen, flatterigen Seidentüllkleid herunter. Woher kommen ihr plötzlich Todesgedanken? Warum sieht sie plötzlich die scharfen Kontraste im Leben nebeneinander stehen? Drinnen im Saal spielt die Tanzmusik und charakterisiert den höchsten Gipfel von Lebenslust und Lebenskraft — neben ihr gleitet die schmachtige Gestalt des Jünglings mit dem Stempel des Leidens und des Genies, leicht gebeugt, als erdrücke ihn die Schwere seiner fünfundzwanzig Jahre. Er ist seit langem lungenleidend, und doch — sollte nicht gerade er mit seinen reichen Anlagen die größte Berechtigung zu schaffensräftigem, langem Leben haben?“

Ein leises Grauen überkommt das lebensvolle Mädchen. Eine ahnungsvolle Furcht vor des Schicksals Räthel und Willkür beunruhigt plötzlich ihre neunzehnjährige glückliche Sorglosigkeit, wie der erste Windstoß ein ruhendes Gewässer. Die Tannenzweige streifen ihr Gesicht, eine kühle Zugluft weht sie an, sie schaudert leise.

„Frieren Sie?“ fragt ihr Begleiter fürsorglich und legt die weiße Boa fester um ihren Hals, „wollen wir nicht lieber in das kleine Boudoir gehen?“

Sie nickt. Er winkt einem vorübergehenden Diener und bestellt lachend für Lore eine Flasche Sekt zum Erwärmen —, dann treten sie in das lauschige Gemach.

Wohlthuende Wärme und Blumenduft schlägt ihnen entgegen. Nur gedämpft klingt die Tanzmusik durch die schweren Portieren, wie ein Echo vergangener Stunden.

Orientalische, buntgewirte, goldgestickte Seidenstoffe verhüllen die Wände, ein weicher Smyrnateppich deckt den Boden, eine bemalte Ampel wirft bunte Reflexe darüber; hier und da verstreut stehen niedrige Sessel von phantastischer Form.

Die Mitte des Zimmers nimmt eine breitblättrige Fächerpalme ein; wie segnend hält sie ihre grünen, gefingerten Wedel über das keuscheste aller Liebespaare — Canovas Amor und Psyche.

Aus einer Nische von Grün und übergroßen blühenden, rosa und weißen Azalien hebt sich eine schlanke Mädchengestalt. Halb Relief, halb Statue ist sie aus einem Stück tadellos weißen Marmors wunderbar plastisch herausgearbeitet. Mit beiden Händchen an einen Felsen gelehnt neigt sie in keuscher Lieblichkeit den knospenjungen Körper aus dem Blattgrün, langes Haar fällt ihr gelöst über Rücken und Schultern, der kleine Mund des weichen, ovalen Gesichtchens ist lächelnd, halb geöffnet, als rufe sie jeman-



Kleine Freunde. Gemälde von L. Perrault.

Sie statt dessen mit mir plaudern?“ Eine angstvolle Bitte liegt in den Worten, in den tiefblauen, großen Augen.

„Entsagung!“ flüstert sie vorwurfsvoll, „wie können Sie das denken?“ Beide schrieben sich gewandt durch das Tanzgewühl dem Ausgang zu.

Ein hoher, lustiger Korridor nimmt sie auf. Tannenzweige zu beiden Seiten haben ihn in eine grüne Allee verwandelt, Harzduft und Waldfrieden weht sie an, eine mattweiße Lampe verbreitet gedämpftes Licht.

Lore bleibt tiefatmend stehen. „Ah, wie herrlich,“ sagt sie erfreut, „ein Stückchen Waldesamkeit mit blassem Mondlicht. Wie wohl das thut!“

Er sieht sie überrascht an. „Tanzen Sie nicht gern?“ fragt er erntant.

„D ja, aber nicht lange,“ giebt sie mit leisem Lachen zurück, „es ist so widersinnig und macht mich müde. Ich plaudere viel lieber mit Ihnen,“ gesteht sie treuherzig und sieht ihn offen an.

Er drückt leise ihren Arm, ein glückseliges Lächeln huscht über sein Gesicht.

dem ein neckendes Wort zu.

Lore steht bewundernd davor. „D, wie ideal schön!“ ruft sie endlich begeistert. Ihr glühendes, künstlerisches Empfinden für das Schöne bildet einen Hauptteil ihres Ich, es ist gleichsam das Thema ihres Wesens, das sich in den verschiedensten Variationen erneuert. „Nicht wahr, das bezaubernde Halbrelief stellt das ‚Echo‘ dar?“ fragt sie, ohne ihre Stellung zu verändern.

Er nickt nur mit dem Kopf und wendet keinen Blick von ihr; wie traumverloren starrt er sie an. Lore ist so aufrichtig begeistert, begeistert bis zur Selbstvergessenheit. Beide Hände lässig verschlungen, das interessante Gesicht von innerem Feuer durchstrahlt, die tiefliegenden, grauen Augen groß geöffnet, so steht ihre zierliche Gestalt im flüchtigen Tüllkleid vor der lieblichen Waldnymphe, die sich in keuscher Warmorweife aus den rosa Azalienblüten neigt, als wolle sie Lore ansprechen.

Kein peinlicher Gedanke stört das junge Mädchen im Gemüthen. Sie würde mit ihrem Freund alle Bildergalerien Roms und Florenz durchstreifen, ohne daß ein Erröten ihren reinen Kunstenthusiasmus störte. Aus dem Gefühl gegenseitiger

Sicherheit vor falscher Auffassung, aus der Harmonie ihrer ideal angelegten Naturen hat sich eine vornehme Vertraulichkeit entwickelt, der sich beide mit einem gewissen seelischen „Sichgehenlassen“ hingeben.

Leises Klirren weckt sie aus ihrer verschiedenen Bewunderung. Beide wenden sich um — der Diener bringt auf silberner Platte die feucht angelauene Sektflasche und zwei Gläser. Er stellt sie auf ein japanisches Tischchen, dann entfernt er sich geräuschlos.

„Aha, der dritte in unserm Bunde!“ bemerkt Harry Jarde beifällig.

„Der Diener oder der Sekt?“ fragt Lore lachend und schmiegt sich behaglich in einen niedrigen Sessel, aus dessen feuerfarbenen Kissen sich die weichen, edlen Formen ihres Halses, ihrer Arme mattweiß abheben.

Der junge Wirt lacht hell auf. Er ist beschäftigt, die Flasche zu öffnen, Lore sieht ihm nachdenklich zu. Die Harmonie der äußeren Umgebung erregt ihre empfänglichen Sinne, steigert ihr Wesen wie ein geheimnisvolles Fluidum. Und während sie bewegungslos daliegt — nur die Augen leben — fällt ihr auf, wie treffend der junge Mann in den Rahmen dieses halb phantastischen, halb genialen Raumes hineinpast. Er ist eine echte Künstlergestalt, lang, aber edel gebaut; in dem schwarzen Gesellschaftsanzug scheint er bleicher und schlanker als gewöhnlich. Sein vornehmes, durchgeistigtes Gesicht trägt den Stempel vielen Denkens und Entschlusses — etwas Weltfremdes; kein sinnlicher Zug liegt um die schmalen, hochgewölbten Lippen, als fehle ihm die Empfänglichkeit dafür.

Harrys schlanke, nervöse Hände sind noch immer mit dem Bindfaden beschäftigt. „Gnädiges Fräulein, halten Sie sich die Ohren zu — es knallt!“ ruft er warnend.

„Unfinn!“ sagt Lore mehr natürlich als höflich, „ich bin nicht affektiert.“

„Das weiß ich,“ giebt er lobend zurück. Der Pfropfen prallt mit dumpfem Knall gegen die Zimmerdecke — der Sekt perlt in den hohen Kristallfellen.

„Auf Ihr Glück!“ flüstert Harry zärtlich und beugt sich mit dem Glase zu ihr.

„Danke!“ Sie nickt ihm freundlich zu und leert den Kelch mit einem Zuge. „Zu schade, daß der Sekt nicht singt,“ sagt sie bedauernd, lehnt sich behaglich zurück und streckt die kleinen Füßchen vor.

Er setzt sich neben sie. „Wie so nicht, singt?“ fragt er verständnislos.

„Mit Sektgläsern anstoßen beleidigt mein Ohr. Es klingt schwerfällig, als wäre phlegmatischer Sirup statt des geistvollsten aller Weine in den feinen Kelchen.“

Er lacht amüsiert; das giebt seinem sonst ernsten Gesicht einen herzwinnenden, jugendfrohen Ausdruck. „Sie haben recht, aber trotzdem ist er der Genius der Weine, göttlicher Inspiration und guter Gedanken voll,“ und, nach der Flasche greifend, will er die Gläser zum zweitenmal füllen.

Lore hält seine Hand fest. „Nicht doch,“ sagt sie abweisend, „ich mag nicht mehr, und — dürfen Sie denn so viel Sekt trinken?“

Sein Gesicht verfinstert sich; das Lächeln ist verschwunden. „D, wie grausam!“ ruft er schmerzlich, „nur jetzt erinnern Sie mich nicht an das, was ich nicht darf! Lassen Sie mich glücklich sein! In Ihrer Nähe empfinde ich stets, nur noch intensiver als die vergangenen Winter im Süden, das eine beglückende Gefühl, daß ich lebe — lebe!“

Lore sieht ihn liebevoll an. „Gott sei Dank, daß Sie leben, sonst hätte ich nicht solchen guten Freund,“ bemerkt sie mit unschuldiger Treuerichtigkeit.

Harry schweigt. Er stützt den Ellbogen auf sein Knie und den Kopf in die Hand. So sieht er sie nachdenklich sinnend an, als ob er aus ihren Zügen lese. „Fräulein Lore, Sie sehen aus wie eine Fliederblüte,“ sagt er unvermittelt, „wie tänzelnd ähnlich sind die blauen und weißen Dolden an Ihrem Kleid! Wissen Sie — Flieder ist meine Lieblingsblume.“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, woher soll ich das wissen?“

„Mir ist immer, als müßten Sie alles nachfühlen und nachdenken, was in mir vorgeht,“ meint er einfach.

Lore lacht. „Wie soll ich das? Ich bin keine Gedankenleserin.“

Der junge Mann runzelt die Stirn. „Sie sollen über unser gegenseitiges Verständnis nicht scherzen, ich will es nicht hören!“ ruft er mit mühsam unterdrückter Heftigkeit.

Sie sieht ihn aus großen, erschrockenen Augen an. „Verzeihung,“ flüstert sie abtüttelnd. „Uebrigens — wenn Sie mich ärgern wollen, dann gehe ich wieder in den Saal,“ schmollt sie wie ein verwöhntes Kind.

Er führt ihre Hand an seine Lippen. „Bleiben Sie,“ bittet er leise. „Ist dies kleine Gemach nicht besser als der große Saal mit seinen nackten Wänden, erhitzten Menschen, Staub und Wärme?“

„Ja, Ihre Beschreibung wenigstens ist nicht verlockend. Außerdem mache ich mir wenig aus dem Tanzen, ein thörichtes, vierbeiniges Vergnügen,“ kritisiert die neunzehnjährige Philosophin.

Der junge Mann lacht fröhlich. „Voyons — warum mögen Sie es nicht?“ fragt er, sich vertraulich über sie neigend. „Es liegt eine Kinderseele in seinen klaren Augen.“

„Ja — das ist solche Geschichte!“ Und Lore klappt bedächtig ihren Fächer auf und zu. „Die Herren können sich die Damen ansuchen, die ihnen gefallen — wir müssen jeden annehmen, keiner fragt, ob er uns behagt, das ärgert mich stets. Es ist eine unerhört altmodische Einrichtung und nimmt uns jede Selbstbestimmung.“ Sie ist empört.

„Aber so weisen Sie diejenigen ab, die das Unglück haben, Ihnen zu mißfallen,“ schlägt er mit gezwungenem Ernste vor.

„Das thue ich auch oft,“ gesteht sie eifrig, „ich mogte stets. Wir Mädchen müssen leider lügen und betrügen, wenn wir eine eigene Meinung haben wollen.“

„Warten Sie, es wird besser werden,“ tröstet er scheinbar ernst, „die Frauenbewegung macht große Fortschritte.“

„Gott sei Dank!“ sagt sie aus tiefer Seele.

Harry ist überrascht. „Sind Sie denn Männerfeindin?“ fragt er vorwurfsvoll, „es wäre undankbar, denken Sie, wie man Ihnen huldigt, Sie verwöhnt, mit Blumen überschüttet —“

„Und langweilt!“ unterbricht sie ihn trocken. „Ich begreife die Mädchen nicht, welche zu jungen Herren demütig emporennen, mir imponieren nur die alten — Väter, Onkel u. s. w.“ Und sie nickt nachdrücklich mit dem kleinen Kopf.

Er lächelt glücklich, das Geständnis macht ihm die größte Herzensfreude; ihm, der heut abend alle ihre Bewunderer unisono beneidet, die mit ihr über das glatte Parkett gestiegen. „Und warum imponieren Ihnen meine Mitbrüder nicht?“ forschet er eindringlich und nimmt ihr behutsam den großen, bemalten Fächer aus der Hand.

Sie zuckt die Achseln. „D, wenn Sie einmal die thörichten Gespräche hörten! Die meisten Herren haben keine eigene Meinung, oder sie unterjochen sie uns Mädchen gegenüber, weil sie uns nicht für geistig jatisfaktionsfähig zu einem Wortgefecht halten. Bei allem, was man äußert, heißt es galant: natürlich, gnädiges Fräulein haben ganz recht, ganz recht!“ Und sie ahmt mokant den unterwürfigen Ton nach.

„Aber sage ich Ihnen nicht oft dasselbe: Sie haben recht — ohne daß es Sie beleidigt?“ unterbricht er sie liebenswürdig, gespannt.

„Ja, das ist etwas anderes, o — etwas ganz anderes!“ macht sie langgedehnt und fährt lebhaft fort: „Wir beide harmonieren, wir haben die gleiche Schwärmerei für das Erhabene in der Kunst, für das Große in der Weltgeschichte und im Menschen, für das Göttliche in der Natur. Unser Geschmack hat sich oft getroffen, bei Grieg und Schumann, bei Anderson und Byron, Ruisdael und Böcklin. Wir verstehen uns — darum haben wir beide recht, aus gegenseitiger Ueberzeugung.“ Ihre Augen leuchten — er liebt ihr gespannt jedes Wort vom Munde ab.

„Und was sprechen Sie mit den anderen?“ fragt er, als sie schweigt.

„Um — wieviel Grad Kälte oder Wärme sind, ob Schlittschuhlaufen besser ist als Tanzen. An welchem Datum Ostern ist u. s. w.“ sagt sie wegwerfend.

Er erwidert nichts. Mit sinnenden Augen sieht er vor sich hin.

Lore zieht unterdessen bedächtig ihre langen, grauen, dänischen Handschuhe ab, ihre Finger dehnen sich in wieder-gewonnener Freiheit, dann neigt sie vorsichtig an ihrem hochfrisurierten Haar, und: „Wollen Sie mir jetzt ein Glas Sekt einschenken?“ bittet sie schmeichelnd und schiebt ihm ihr Glas hin; sie hat sich durstig gesprochen.

Bereitwillig springt er auf. Während sie am Champagner nippt, fliegen ihre glänzenden Augen, die denselben goldigen Reflex haben wie ihr leicht ins Rötliche spielendes Haar, über den phantastischen Raum, über die bunten Lichter, welche die bemalte Ampel hineinwirft.

„Wie verschieden dieser stimmungsvolle Raum wirkt!“ meint sie, nachdenklich den Kristallkelch niederlegend, „mich macht er ernst — Lieutenant von Gernsheim hingegen versicherte mir, ihn inspiriere er zur Flirtation. Ich bitte Sie (in aufrichtiger Entrüstung, hier und flirten! Ich würde mich vor Canova und seinem idealen Liebespaare schämen.“

„Ja, vor Amor und Psyche,“ sinnt er träumend und heftet seine verschleierte Augen auf die Gruppe, „man kann die Liebe nicht edler empfinden und wiedergeben. Sie ist keusch und innig wie ein Gebet. Ja — so begreife auch ich die Liebe.“

Lore lauscht regungslos in gedankenvoller Ruhe. „Solche Liebe muß das schönste Glück auf der Welt sein, aber ich glaube, nur wenige Auserwählte vermögen sie zu empfinden,“ sagt sie endlich schüchtern, „die meisten spielen nur damit.“

„Woher wissen Sie das?“ fragt er schroff.

„Ich denke es mir, weil ich es an anderen sehe,“ gesteht sie kindlich.

„So —“ und er sieht sie forschend an — „ich glaubte, der bekannte Frauenliebling, Lieutenant Gernsheim, habe die Macht gehabt, auch Sie, meine Heilige, zu inspirieren.“ Plötzliche Angst zittert durch den Spott.

Lore sieht ihn befremdet an. „Aber — wie können Sie so etwas denken?“ fragt sie vorwurfsvoll. „Ich habe Widerwillen gegen sogenannte Frauenhelden, wie gegen recht zerlesene, abgegriffene Leihbibliotheksbücher.“

Ihre originellen Seitensprünge amüsieren ihn. „Finden Sie etwa eine Ähnlichkeit zwischen den Vätern?“ neckt er gutmütig.

„Eigentlich nicht,“ giebt sie zögernd zurück. „Aber bedenken Sie — die zerlesenen Bücher sind die interessantesten.“

„Doch nicht die besten!“ schließt sie schlagfertig.

„Bravo, wahr gesprochen, Menschenkennerin! Wissen Sie, daß ich mir meines Glückes, kein Frauenliebling zu sein, nie bewußter gewesen bin als eben jetzt?“ Seine Augen strahlen, die Wangen glühen vor innerer Erregung.

„Sie — kein Frauenliebling?“ Sie schüttelt den Kopf, als begriffe sie das nicht. „Ich meine, alle haben Sie gern, man kann gar nicht anders, aber — Sie fordern es nicht heraus.“

„Fräulein Lore, Sie überschätzen mich,“ sagt er in inniger Einfachheit, „ich weiß mit den meisten Frauen nichts zu reden, sie interessieren mich nicht. Einmal im Leben habe ich ein Mädchen geküßt, und das war vor Jahren beim Pfänderspiel; ich verstehe nicht mit ihnen umzugehen.“ Gleichgiltig streicht er mit der weißen, schlanken Hand über seine Stirn.

Lore blickt sinnend vor sich nieder. Soll sie ihm freundschaftlich offen sagen, daß — nach ihrer Ansicht — keiner der bekannten Herren sich mit ihm vergleichen könne? Befangene Schen hält sie ab. „Und das versprochene Bild von Capri?“ fragt sie ablenkend. „Sie haben es mir nicht gezeigt.“

„Ich wartete, daß Sie mich daran erinnerten,“ erwidert er bescheiden, „Sie wissen, ich bin so lächerlich schon mit meinen Malereien.“

„Ja,“ schilt sie, „wie mit Ihren Gedichten, mit Ihrer Musik. Es ist egoistisch, daß Sie alles in sich verschließen.“

Er hängt schuldbehaftet den Kopf. „Fräulein Lore, es giebt so viele unsterbliche Kunstwerke in der Welt — was sollen meine unbedeutenden Kleinigkeiten? Es sind Eintagsfliegen.“ Tiefe Schwermut klagt aus den Worten.

„D, wie Sie sich verjüngen!“ sie schüttelt vorwurfsvoll den Kopf. „Sie sind überreich an geistigen Gaben, Talenten.“

„Darin eben liegt die Grausamkeit meines Schicksals,“ lacht er schneidend auf, „was nützen mir all die Gaben in

meinem kranken, elenden Körper! Ich möchte meine Seele in die Musik versenken, ich hebe die Schwingen und fliege mit begeisterndem Anlauf empor auf den göttlichen Gedanken eines Beethoven, eines Schumann, ich trete kurze, seltsame Minuten aus mir selbst heraus, wie aus einem engen Kerker — und dann liege ich tagelang krank, mit gebrochenen Flügeln am Boden; Begeisterung schadet mir. Ich will mich in die Malerei versenken, ich will mein Talent ausnützen, gründlich vertiefen, Technik studieren, daß ich meinen eigensten Gedanken in Farben Ausdruck und Form verleihen kann — anhaltende Arbeit schadet mir. Alles, was mir Freude macht, verbietet mein Körper! Er tyrannisiert mich, er hindert und quält mich. D, er ist qualvoll, der grausame Widerspruch einer gewaltigen, elementaren, psychischen Genußfähigkeit und — ein stetes, erbärmliches Entgegenmüssen!“

Lore sieht dem jähen Ausbruch dieser stets so harmonisch gehaltenen Natur sprachlos, im tiefsten Innern erschreckt gegenüber. Niemals vorher hat er sich gegen sein Schicksal empört.

Totenblaß, erschöpft, mit geschlossenen Augen lehnt er am Thürpfosten.

Er sieht elend aus, wie ein Sterbender, und zum erstenmal fühlt Lore mit der Sicherheit eines greifbaren Schmerzes, daß ihr Freund ein dem frühen Tode Geweihter ist. Nicht das Ungenügen allein zehrt an seinen Kräften. Nein: Geist und Seele sind stärker als der Körper, sie ringen sich von ihm los im beständigen Kampf, als wollten sie ein lästiges Joch abschütteln. Ein erschütterndes Mitleid überkommt das junge Mädchen.

Mit feuchtschimmernden Augen steht Lore vor ihm. „Harry,“ flüstert sie bewegt und faßt nach seiner schlaff herabhängenden Hand, „beruhigen Sie sich. Ihr Körper wird sich stärken, Sie werden gesund und alles leisten können, was Sie wollen. D, wie wird das herrlich sein!“ tröstet ihre süße, weiche Stimme, besänftigend, als spräche sie zu einem kranken Kinde.

Er öffnet die Augen, und als er sie so besorgt um sich sieht, faßt er sich gewaltig. „Fräulein Lore, habe ich Sie erschreckt?“ In seinen Worten klingt die mühsam erzwungene Selbstbeherrschung. „Verzeihen Sie mir, die Harmonie meines Lebens will nur aus Gebuld und Entfagen errungen sein, und beides ist so mühsam — so schwer.“

Die weiche, um fremdes Elend mitleidende Lore muß gewaltig die Thränen unterdrücken, aber sie will stark sein, um zu trösten. Mit einer mutigen, kurzen Bewegung wirft sie den Kopf zurück. Da fällt etwas aus ihrem Haar sammetweich auf ihre Hände. „Ah, der Totenkopf,“ sagt sie überrascht, und wieder überläuft sie leises Frösteln; ihre lebensvolle Natur kann sich an das memento mori nicht gewöhnen.

„Mein Schmetterling,“ lächelt er, momentan von seinen schwermütigen Gedanken abgezogen, „ich liebe diesen braun- und gelbblumigen Gefellen, er hat mir das trauliche Alleinsein mit Ihnen gebracht. Darf ich ihn wieder in Ihrem Haar befestigen?“ Seine Stimme ist sonderbar modulationsfähig und bestrickend.

„Warum? Ich kann es selbst!“ weist ihn das schöne Mädchen besangend ab.

„Nein, Sie können es nicht,“ entscheidet er mit väterlicher Ueberlegenheit, „sonst wäre der Schmetterling nicht so bald wieder fortgeflogen. Ich weiß, wie man sie festsetzt, ich hatte früher eine Schmetterlingsammlung.“

„Aber hoffentlich nicht auf anderer Leute Köpfen?“ lacht sie fröhlich; die tiefe Traurigkeit scheint an ihrer Seele vorübergeglitten. In der Jugend huschen dunkle Gedanken flüchtig vorbei wie leichte Wölken am klaren Frühlingshimmel.

Bei ihrem herzigen Kinderlachen verfliegt sein Trübsinn; ihre Augen leuchten klar und sonnenwarm zu ihm auf. Sie ist ihm förmlich dankbar, daß er sich von ihr erheitern läßt, und das steigert ihr anmutiges Wesen. „Gut, stecken Sie mir den Totenkopf ins Haar, aber bitte, recht geschmackvoll,“ sagt sie mit einer kleinen, allerliebsten koketten Kopfbewegung und stellt sich artig vor ihn hin.

Er überfliegt prüfend das reizende Köpfchen. Der Hinterkopf ist schmal, die Ohren klein und enganliegend, das leicht gewellte lose Haar ist hochgestrichen und oben zu einem Knoten verschlungen; der zierliche Halsansatz, der weiße, feine Nacken, in dem sich wie weicher Flaum schimmernde Härchen zu kleinen Löckchen kräuseln — sein verwöhntes Künstlerauge ruht entzückt auf diesen feinen, ästhetischen Schönheiten.

Gedankenverloren streicht er zärtlich über das bronzenfarbene Haar — dann schiebt er geschickt den Schmetterling hinein. Ihm ist's, als übertrüge sich ein bestrickender Zauber von dem weichen Gelock auf seine Hände. Er tritt einen Schritt zurück, wie um den Effekt zu prüfen. Sein bewundernder, heißer Blick umfängt berechtigt das reizende Mädchen — zum erstenmal wird sie verlegen.

„Wie eigenartig reizvoll Sie sind, Lore!“ sagt er verschleierte.

Sie schweigt beklommen.

Er wirft sich in einen tiefen Sessel und stützt den Kopf in die Hand; seine sprechenden Augen hängen mit rätselhaftem Ausdruck an ihr. Die mächtige Fächerpalme überschattet sein Gesicht, ein großer Wedel streift, überhängend, den Kopf des jungen Mannes und zittert leise unter seiner Veräberung nach.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ bittet er tonlos und weist auf einen Sessel neben sich.

Lore zögert ungeschlüssig, wie vor etwas Unbekanntem, Großem — da bezwingt sie sein Blick. Ist es Mitgefühl mit seinem tragischen Schicksal? Die Sorge, ihn vor Erregung zu bewahren? Die geheimnisvolle Sympathie, die zwischen diesen beiden reinen, kindlichen Menschen besteht? Angstlich läßt sie sich neben ihm nieder. Leise knistert ihr Kleid, ein feiner Fliederduft weht ihn an.

Er wendet sich ihr zu, und sein Blick ruht brennend auf ihr.

Amor und Psyche schauen schweigend auf die beiden jungen Menschen, die Echonymphe scheint sich atemlos gespannt aus den rosa Azalien zu neigen.

„Lore — ich liebe Sie.“ Wie ein Hauch klingt es durch den Raum. Harry faßt vorsichtig des Mädchens kühle Hand und küßt sie lange, inbrünstig, wie ein Heiligtum; dann legt er sein heißes Gesicht darauf.

(Schluß folgt.)

Frau Präsidentin Cleveland.

Das „Weiße Haus“ in Washington, das seit dem vor kurzem erfolgten Tode der Gemahlin des Präsidenten Harrison herrinlos und verwaist ist, wird demnächst wieder neu belebt werden, sobald an der Seite des neugewählten Präsidenten Grover Cleveland dessen geistvolle, schöne und junge Frau ihren Einzug gehalten haben wird. Grover Cleveland, der heute fünfundsüßzig Jahre zählt, hat bekanntlich schon einmal — vom März 1885 bis Ende 1888 — den Präsidentenposten innegehabt und sich damals sowohl durch sein großes organisatorisches Talent, als auch ganz besonders durch die Lauterkeit seines Charakters in hohem Grade ausgezeichnet. Mit erdrückender Mehrheit ist Cleveland jetzt zum zweitenmale zum Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas gewählt worden, ein Beweis, wie großer Beliebtheit sich der ehrenwerte Mann nicht bloß bei seinen demokratischen Freunden, sondern auch bei den republikanischen Gegnern erfreut. Diese seltene Popularität ist natürlich in erster Reihe durch das feste Vertrauen seiner Mitbürger in seinen makellosen Charakter hervorgerufen worden; nicht wenig hat aber auch das Prestige seiner Frau dazu beigetragen, die in die kosmopolitische Geschäftswelt der Amerikaner, in die unaufhörlichen Interessenskonflikte der aufeinanderstoßenden Parteien, in die beständigen Intrigen der Diplomatie und Politik zu Washington ein neues, verjöhrendes Element eingeführt hat: die Liebenswürdigkeit, den feinfühligsten Takt, die Schönheit und jugendliche Anmut. Frau Cleveland, erheblich jünger als ihr Gemahl, dessen Mündel sie war, hat ihre sorgfältige und gründliche Ausbildung in Berlin erhalten und ist — damals einundzwanzig Jahre alt — unmittelbar aus dem Pensionat in der Kettelbeckstraße zu ihrer Vermählung nach Washington gereist. Durch ihre hohe Intelligenz und ihre auffallende Schönheit wurde sie, ungeachtet ihrer Jugend, bald der Mittelpunkt der Gesellschaft, und ihre „Receptions“ im „White House“ waren schon in der ersten Amtsperiode ihres Gatten die Sammelstätte der geistigen Elite Amerikas. Unsere Landsleute, denen sie durch ihre Erziehung näher getreten ist, hegen für diese hervorragende Frau die gleiche Sympathie wie für ihren Gemahl, an dessen Wiederwahl die deutsche Industrie ja so mancher Hoffnung knüpft. G. D.



Mrs. Grover Cleveland.

Nach einer Aufnahme von Sarony in New-York.

Ratgeber für Frauenerwerb.

Frage. Erbitten gefälligst Auskunft über Kochschulen; können Sie mir wohl mehrere Orte nennen, in denen sich gut empfohlene Kochschulen befinden? J. K. in Br.

Antwort. Nachstehend einige Adressen: die Haushaltungsschule des Friedrich-Stifts, eine Gründung des Badischen Frauenvereins, in Karlsruhe (Termine für den Eintritt: 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober); die Haushaltungsschule und Kochschule von Fräulein Förster in Kassel, Weinbergstraße 1; die Kochschule des Schwäbischen Frauenvereins in Stuttgart (Leiterin: Fräulein Hedwig Stein in Stuttgart, an welche Anmeldungen zu richten sind); das Töchter-Bildungsinstitut von Direktor Kurt Weiß, Weimar (unterhält gleichfalls eine Haushaltungsschule); Fräulein Mathilde Karus, Lübben im Spreewald; Fräulein Just, Hirschgarten bei Köpenick; Tanneck, Wirtschaftsschule für junge Mädchen in Westend bei Berlin, Ahorn-Allee 46/48 (Leiterin Fräulein Crain); Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin W., Steinmetzstr. 16 (Leiterin Frau Direktor Schrader); Kochschule des Frauenbildungsvereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit in Breslau, Katharinenstr. 18; Haushaltungsschule und Kochschule der Frau Kur in Hannover; Koch- und Haushaltungsschule des Hausfrauenvereins zu Magdeburg, Schwertfegerstr. 22.

Frage. Gibt es im Königreich Sachsen Privatanstalten oder Fortbildungsschulen, um sich als Handarbeitslehrerin auszubilden? Wie teuer ist ein Kursus, und wie lange dauert er? M. in R. (Sachsen).

Antwort. Fräulein Margarethe Heinrich und Fräulein Mathilde Preßel haben in Dresden, Eliasplatz 4, ein Privatinstitut errichtet, welches alle Zweige der weiblichen Handarbeit umfaßt; außerdem sind noch Kurse für Zeichnen und Malen, für das kaufmännische Fach, für wissenschaftlichen und fremdsprachlichen Unterricht angeordnet. Ebenso werden Phantasiearbeiten, Papierblumenfabrikation, Filigran-, Netz- und Kontorarbeit gelehrt. — Ferner hat der Dresdener Frauenbildungsverein ein besonderes Seminar für Handarbeitslehrerinnen errichtet, dessen Kursus ein Jahr dauert. Anmeldungen sind zu senden an das Schullokal, Walpurgisstr. 1, III. Die Dauer der Ausbildung richtet sich nach der Geschicklichkeit und der schon erreichten Uebung in Handarbeiten.

Damen- und Kindertoiletten.

(Hierzu die Abb. S. 63.)

An den auf dem Titelblatt der heutigen Nummer dargestellten Toiletten ist das langsame, aber sichere Umsichgreifen der Empirermode zu erkennen, die nun auch anfängt, sich auf die Kinderanzüge zu erstrecken. In Fig. 1 sehen wir ein in diesem Genre gefertigtes sehr hübsches Kleid für ein etwa dreizehnjähriges Mädchen; es besteht aus einem Unterkleid von hellblauem Satin und einem Blusenkleid aus weißem, gesticktem Batist, das durch große reversartige Kragelemente von hellblauem Sammet, sowie durch einen unter einer Rosettenschleife geschlossenen Gürtel von gleichem Sammet vervollständigt wird.

Fig. 2 zeigt ein im Empiregeschmack gearbeitetes elegantes Prinzesskleid für junge Damen. Das Kleid besteht aus smaragdgrünem Seidenstoff, ist unten mit drei Säumchen ausgestattet, hinten geschlossen und daselbst fest anschließend, vorn lose herabhängend gefertigt. Auf den Fassenteilen, sowie dem Kragen ist das Kleid mit weißer Spitze verziert, mit oben sehr weiten, unten engen Ärmeln aus Sammet verbunden und vorn durch eine gleiche Schleife vervollständigt.

Der für etwa siebenjährige Knaben bestimmte Anzug Fig. 3 aus blauem Sammet besteht aus Westkleid und Jackett, sowie aus einer Bluse von weißem Batist mit gestickten Kragen und Manschetten, die nach außen umgelegt werden. Den vorderen Knopfschluß deckt, wie ersichtlich, jabotartig eine gestickte Frijur.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

—e. Bei der letzten Volkszählung am 1. Dezember 1890 sind nach Feststellung des kgl. preussischen statistischen Bureaus 24 230 832 männliche und 25 197 638 weibliche Personen im Deutschen Reich vorhanden gewesen, also fast eine Million mehr weibliche! Ferner wurden 450 230 männliche und 1 319 068 weibliche verwitwete Personen in Preußen gezählt; mithin ist die Zahl der Witwen fast dreimal so groß als die der Witwer. Es ergibt sich daraus die traurige Thatsache, daß die Zahl derjenigen verheirateten Männer bedeutend größer ist, welche in den besten Jahren vor ihren Frauen sterben und ihre Familien meist unverorgt zurücklassen, sodas die Witwen, selbst bei kleinen Pensionen, gezwungen sind, sich nach einem Erwerbe umzusehen. Aus diesen Zahlen geht mit Evidenz hervor, daß es heutzutage bei uns geradezu eine Unmöglichkeit geworden ist, alle weiblichen Wesen durch ihren natürlichsten Beruf — den der Ehe — zu versorgen, und ferner, daß auch die Verheirateten durch den frühzeitigen Tod ihrer Männer nur allzu häufig gezwungen werden, sich späterhin eine Erwerbsthätigkeit zu sichern!

— Dem Verein „Mädchenhort“ zu Berlin sind die Rechte einer juristischen Person verliehen worden. Der Verein verfolgt die Aufgabe, schulpflichtigen Töchtern unbemittelter Eltern (besonders von Witwen), welche außerhalb des Hauses ihrem Erwerbe obliegen müssen, während der schulpflichten Zeit ein Heim zu bereiten, welches ihnen den Schutz und die Erziehung gewährt, die ihnen das Elternhaus unter dem Druck der Verhältnisse nicht bieten kann. Die Kinder werden in den Horden von festangestellten Lehrerinnen, welche unter der Aufsicht von Damen des Vereins stehen, angeleitet, ihre Schulaufgaben zu erledigen, Handarbeiten zu fertigen, häusliche Arbeiten zu erlernen und alle Fertigkeiten sich anzueignen, die sie befähigen, als tüchtige Dienstboten ein Unterkommen zu finden und dem eigenen Haushalte dereinst vorzustehen. Der Verein unterhält bereits sechs Horte mit mehr als 350 Kindern, muß aber leider viel mehr Gesuche um Aufnahme zurückweisen, da seine Mittel, die im wesentlichen aus den Mitgliedsbeiträgen (2 Mark jährlich) entnommen werden, nicht ausreichen. Anmeldungen nehmen Herr Stadtsyndikus Eberty, Berlin W., Rinkstraße 6, und Frau Emilie Nojse, Berlin W., Leipzigerstraße 15, entgegen.

—e. Der Frauenbildungsverein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit in Breslau, Katharinenstraße 15, hat seinen praktischen Unterrichtskursen auch den für Schreibmaschinenchrift in diesem Winter hinzugefügt. Der Kursus dauert vier Wochen und kostet acht Mark. Der Unterricht wird durch eine Uebungsabteilung wesentlich unterstützt, welche von der Vorsitzenden des Vereins, Frau Anna Simjon, eigens für diesen Zweck konstruiert wurde.

—e. Das Institut der Albertinerinnen in Leipzig bildet Frauen und Mädchen aus den gebildeten Ständen für die Privatfrankenpflege aus und bietet seinen Mitgliedern gleichzeitig Gelegenheit, von ihrem anstrengenden Berufe sich zeitweilig in einem behaglichen Heim

zu erholen. Nähere Auskunft erteilt das Asyl des Albert-Zweigvereins zu Leipzig, Eberhardstraße Nr. 7.

— In Petersburg hat unlängst die erste russische Frau mit der Würde eines Doctor medicinae ihr fünfundsüßzigjähriges Doktorjubiläum gefeiert: Frau Dr. N. P. Sjuslow, die Tochter eines Bauern aus Nischni Nowgorod. Ihr Vater war Gutsoberwalter und reich genug, der Tochter eine ordentliche Erziehung in einem Moskauer Mädchenschule zu geben. Von dort kam sie nach Petersburg, bestand an einem Mädchengymnasium die Maturitätsprüfung und wurde in der medico-chirurgischen Akademie als freie Zuhörerin angenommen. Sie konnte jedoch an der Akademie bei den damaligen Verhältnissen die höhere medizinische Bildung nicht vollenden und kein Diplom erhalten. Das junge Mädchen reiste infolgedessen in die Schweiz, absolvierte dort den vollen medizinischen Kursus und erhielt das Diplom eines Doktors der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe. Noch als Zuhörerin der Akademie hatte sie eine physiologische Arbeit geschrieben, die bereits damals in einem medizinischen Journal veröffentlicht wurde. Diese Arbeit bildete die Grundlage zu ihrer Doktor-Dissertation und den Anfang zu mehreren anderen medizinischen Abhandlungen, die sie später veröffentlichte. Nach Russland heimgekehrt, erhielt sie das Recht der ärztlichen Praxis und wurde bald eine sehr gesuchte Spezialistin für Frauenkrankheiten.

— Von der französischen Akademie in Paris, die alljährlich mit der üblichen großen Feierlichkeit „Zugendpreise“ verteilt, wurden diesmal u. a. zwei unbemittelte brave Frauen ausgezeichnet: die Tapeziererin Fräulein Deida, die ihre alte Mutter ernährt, Sonntags eine Anzahl armer, vernachlässigter Kinder um sich versammelt, sie unterrichtet, unterhält und mit einem Speisebrot bewirtet, und Fräulein Marie Palla, ein armes Landmädchen, das trotzdem Mittel gefunden hat, ein Waisenhaus in Genfroid zu gründen und zu unterhalten.

— Totenschau. In Dresden starb die ehemalige Hofopernsängerin Henriette Kriete, geb. Wüst; in Mailand Frau Luigia Da Noba, geb. Grindel, eine der letzten Ueberlebenden der berühmten Mailänder „Fünf Tage“ (18.—23. März 1848), die sich damals unter die Soldaten einreihen ließ und an der Seite ihres Gatten heldenmütig mitkämpfte.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

Fig. 1 und 2 zeigen die Vorder- und Rückansicht eines eleganten, aus brochiertem Seidenstoff gefertigten Ballkleides für junge Damen, dessen aus sechs Bahnen zusammengesetzter Rock hinten eine nach unten sich zuspitzende Schleppe zeigt. Der Rock ist mit Tassetfutter versehen, innen mit einigen gleichen Frijuren und auf der Außenseite vorn, wie Fig. 1 erkennen läßt, mit einer 20 Cent. breiten Tüllspitze garniert, die, oben eine kleine Puffe bildend, viermal über farbigen Babybändchen eingereicht ist. Die Schleppe des Rockes ist, wie Fig. 2 zeigt, oben einen breiten Kopf bildend eingekräuselt, welcher der Taille aufgeschafft wird. Bei der vorn geschlossenen ausgehauenen Taille sind die Oberstoffteile über Rücken- und Seitenteile gespannt. Die Taille ist unten mit einem doppelten Sammetpassepoil begrenzt, mit kurzen Puffärmeln aus gleichem Stoff verbunden und auf letzteren, sowie vorn mit über Band-einlage eingekräuselter Spitze, im übrigen herbenartig faltig mit brochierten Seidenstoffteilen garniert, die hinten, wie ersichtlich, gekreuzt sind. Sammetrosetten zieren außerdem die Taille.

Das für junge Damen bestimmte Gesellschaftskleid Fig. 3 aus Kreppstoff besteht aus Rock und hoher Blusentaille und ist der Abb. gemäß mit grünem Seidenband garniert. Man hat es zu den drei schmalen Frijuren, sowie zum Gürtel verwendet, der seitwärts unter einer mit langen Enden versehenen Rosettenschleife geschlossen wird. Gleiche Bandenden und Rosettenschleifen decken den Ansatz der epaulettenartig angebrachten Spitzenteile.

Fig. 4 zeigt ein Gesellschaftskleid für junge Mädchen aus leichtem, weißem Wollkrepp mit farbigen Chenillepunkten, dessen runder Rock unten durch eine oben ein Köpschen bildende, eingekräuselte Puffe und oben durch einen Gürtel aus Seidenband begrenzt wird. Letzteres wird von vorn nach hinten gelegt, gekreuzt, wieder zurück nach vorn geführt und daselbst unter einer Schleife mit langen Enden geschlossen. Die Taille ist mit einem Stehragen aus Seidenband verbunden, dessen überragendes Ende, wie ersichtlich, auf dem Vorderteil festgesteckt wird, dem außerdem ein schräg arrangierter Garniturteil aus Kreppstoff in doppelter Stofflage aufliegt. Die unten mit Band verzierten Ärmel sind durch große Puffen vervollständigt.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Hermann Gerson, Fig. 1 bis 3; J. A. Heese, Leipzigerstr. 87, Fig. 4.

Kryptogramm und Rätsel.

a 12 6, 17 e 7, 7 e i 5 e 7, au 6; 17 e 7, e 7 6 5 e 10, au 16, 17 ie, e 7 17 e, 16 ie 12, 6 a 10 13, e 7, i 10, 17 e 11, 14 o 14 e 10, 15 7 a 6 e, i 10, 17 ie, 1 2 e i 5 e, 5 au i 15, 13 ü 14 12, u 10 17, 17 a 10 10, 11 a 18 14 5, i 18 14, o 14 10 e, 15 10 a 17 e, au 6, 17 e 11, 15 a 10 1 e 10, 17 ie, 18 14 a 7 a 17 e.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 146.

T Man soll die nebenstehenden, in Kreuzform
S geschriebenen Buchstaben so ordnen, daß die Buch-
I I R A A staben des Kreuzes, von oben nach unten und von
M links nach rechts gelesen, zwei geheiligte Namen
H wiedergeben.
C

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 323 Seite 39.

Weiß. Schwarz.
1. S c 6 — d 4. 1. L b 2 und d 4 † oder anders
2. T d 5 — c 5 oder D b 7 — b 1 matt. A.
1. 1. T. oder S. zieht.
2. S. oder L. matt. B.
1. 1. e 6 — e 5 oder g 4 — g 3.
2. T d 5 — d 6 oder L h 5 — f 3 matt.

Auflösung des Rätsels Seite 39.

Die Basen.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue französische Lichtschirme aus Glas. Zum Dämpfen des Lichtes eines einer Kerze ist die nebenstehend abgebildete Neuheit bestimmt,

welche durch besondere Eleganz, sowie durch vollkommene Originalität der Form und Ausführung bemerkenswert ist. Eine ovale, leichtgewölbte Scheibe aus geschliffenem Glas ist an einem messingenen Gestell befestigt, welches an jeder beliebigen Stelle der Kerze angeklammert werden kann und in sich selbst derartig zu drehen ist, daß man der Scheibe die gewünschte Stellung zu geben, sowie die Lichtstrahlen nach jeder Richtung hin zu brechen vermag. Die Lichtschirme werden in den verschiedensten bunten Farben geliefert, und zwar entweder der Schärfe entsprechend mit Bildern (Mädchen am Brunnen oder im Garten, Silhouetten, Clowns, Figuren im Kololo-Kostüm u. s. w.) zum Preise von 3 Mark, oder mit einfacher Blumengravierung zu Mark 2.75. Die ersteren bestehen aus unbeschichtetem Glas, die anderen sind durchsichtig, jedoch gleichfalls stets in bunter Farbe gehalten. Jeder Schirm befindet sich in einem Karton, jedoch er ohne jede Gefahr zu versenden ist. Der mitgelieferte Leuchter ist aus veredeltem Metall gefertigt und kostet 8 Mark.



Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Ein neuer Verschluss für Damenhandschuhe. Die bisher in Gebrauch genommene verschiedenen Verschlüsse haben neben unlegbaren Vorzügen auch mancherlei Mängel. So lassen sich z. B. die französischen Druckknöpfe, solange die Feder gut funktioniert, schwer schließen. Sobald diese aber nachläßt, springen sie bei jeder stärkeren Bewegung der Hand von selbst auf; Schnürhaken sind sehr unpraktisch, weil die Damen häufig daran hängen bleiben und sich wohl gar die Kleider damit zerreißen; Hefelverschlüsse schließlich können bei mehrschichtigen Damenhandschuhen überhaupt nicht in Betracht kommen. Die verschiedenen Uebelstände sind nun durch einen neuen „Genieverschluss“ beseitigt, der in Deutschland erfunden, fabriktiert und hier wie in den meisten anderen Kulturstaaten patentiert ist. Der „Genieverschluss“ ähnelt äußerlich dem französischen Druckknopf, schließt leicht und springt an der Hand niemals von selbst auf, selbst wenn der Handschuh noch so eng sitzt. Durch den Zug an einer Schnur, welche in gezwunter Seide hergestellt und mit einem kleinen Metallknöpfchen am oberen Ende versehen ist, öffnen sich sämtliche Verschlüsse des Handschuhs gleichzeitig, ein Vorteil, den die bisherigen Verschlüsse nicht aufzuweisen hatten. Handschuhe mit diesem neuen Verschluss sind von der Firma Liebmann u. Kiewewetter in Arnstadt, welche den Alleinverkauf für Deutschland und mehrere andere Länder erworben hat, unter dem Namen „Genie-Handschuhe“ in den Handel gebracht und dürften sich bei unserer Damenwelt sehr bald einführen.

Korrespondenz.

Verschiedenes. Anna F. in Köpenick. Die vom Hilfsverein für weibliche Angestellte begründete „taufmännische Vorbereitungsanstalt“ in Berlin steht unter Leitung des Direktors Schwalbe. Anmeldungen sind an das Vereinsbureau (Berlin O, Köpferstraße 28) zu richten, wo Sie auch alles Weitere erfahren werden.

F. v. L. in Krefeld. Erbitten Sie Zusendung des Programms direkt vom Lette-Verein in Berlin (SW, Königsgräberstraße 90).

Abonnetin F. B. in Celle. Das gewünschte Reduktions-Schema erhalten Sie in der Schneider-Akademie von Klemm u. Weiß in Dresden.

Baronin v. W. in Lübeck. Sie finden das Gewünschte z. B. in dem „Illustrirten Preisverzeichnis über Samen und Pflanzen für 1893“, welches die bekannte Firma Chr. Lorenz, Hoflieferant in Erfurt, Ihnen auf Wunsch unentgeltlich zusendet.

Kangjährige Abonnetin in Osterode a. Pr. Die Ausführung des Herbstschnittes auf geheiztem Grunde ist ein neueres Verfahren; es wird hierdurch erzielt, daß sich das geschnittene Mutter hell von dem dunklen Grund abhebt. Die in dieser Technik weniger geübten Damen mögen sich mit dem einfacheren Verfahren, wie wir es auf Seite 200 in Nr. 20, Jahrg. 1892, gelehrt haben, begnügen.

F. E. in Gr.-B. Zur selbständigen Fortbildung in der französischen, englischen und italienischen Sprache eignen sich u. a. die (bei Rosenbaum u. Hart in Berlin) erscheinenden Zeitschriften „Le Répétiteur“, „The Repeater“ und „Il ripetitore“.



Leoncavallo.

Ch. v. K. in Riga. Der Komponist Leoncavallo, dessen Porträt wir beifügen, ist am 8. März 1858 in Mailand geboren. Er war, wie Mascagni ganz unbekannt, bis ihn der glänzende Mailänder Erfolg seiner zweifelligen Oper „Pagliacci“ mit einem Schläge berühmt machte. Auch in Deutschland hatte diese unter dem Titel „Der Bajazzo“ gegebene Oper einen starken Erfolg, wenn derselbe auch hinter dem der Mascagnischen „Cavalleria rusticana“ zurückblieb. Leoncavallo hat nicht den sicheren Blick für dramatische Wirkung, der Mascagni auszeichnet, verfügt aber über eine weidere melodische Erfindung. Zur Zeit arbeitet der junge Komponist an einer Crepusculum-

Trilogie, welche die Zeit der italienischen Renaissance behandelt; die erste Oper wird den Titel führen: „Die Mediceer“ oder „Die Verschönerung der Pazzi“, die zweite: „Girolamo Savonarola“, die dritte: „Cesare Borgia“.

Abonnetin F. M. in Bamberg. In Nr. 97 des vorigen Jahrg., unter Abb. Nr. 20—22, finden Sie die gewünschte Vorlage.

G. v. K. in Prag. Das von Ihnen gewünschte Luxusbriefpapier mit den interessanten Autogrammen deutscher Schriftsteller ist von der Firma Theyer u. Hardtmuth in Wien (V, Kleine Neugasse 15) zu beziehen.

Dr. S. F. in Chemnitz. Gegenwärtig studieren an den verschiedenen Universitäten Amerikas 4000 Frauen. Die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Studium erfolgte dort bereits vor 25 Jahren.

Kosmetik und Gesundheitspflege. N. B. in Turin. Ein Universalmittel gegen den Haarausfall giebt es nicht. Wenn allgemein diätetische Mittel nicht helfen, so wird es immer angezeigt sein, zur Ergründung der Ursachen ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Niemand soll man den Reklamen der Geheimmittelhändler trauen! In vielen Fällen sind es kleine Pilze, welche den Haarausfall verursachen; zu ihrer Befestigung giebt es eine genügende Anzahl von pilztötenden Mitteln. Neuerdings wird als solches das Reforcin, ein der Karbolsäure verwandtes, aber unschädliches, geruchloses Mittel und zwar in folgender Form empfohlen: 4 g Reforcin werden in 200 g Alkohol gelöst, zu der Lösung werden 4 g Olivenöl, 4 g wasserfreies Lanolin und 2 g Perubalsam gemischt. Die zuvor gründlich gereinigte Kopfhaut wird jeden Abend oder Morgen mittelst einer Zahnbürste mit dieser Reforcinmischung gründlich benetzt. Eine Kopfhautwuschung mit milder Seife und Wasser muß bei dieser Behandlung mindestens zweimal wöchentlich stattfinden. Die Mischung kann jeder Apotheker bereiten.

Zur Ausschmückung der Tafel.

Die vornehmste Sorge eines jeden Gastgebers ist, seine Gäste zufriedenzustellen und das Fest, das er giebt, von Anfang bis zu Ende zu einem genussreichen zu gestalten. Dazu gehört mancherlei. Der Tisch muß nicht allein mit Speisen und Getränken gut besetzt sein, er bedarf auch eines Schmuckes, und hierzu sind die Kinder Floras vornehmlich geeignet. Bei Geburtstagen, auf Hochzeiten, an Jubiläen, bei sonstigen Ereignissen dürfen Blumen nicht fehlen, denn sie bilden die Freude der Empfänger und der Gebenden. Auf recht vielen Gesellschaftstafeln werden sie noch immer vermist, oder sie bilden das Uebelbrödel unter den Gaben, die den Tisch zieren. Und doch haben die Blumen so viel Berechtigung, gerade hier zu erscheinen! Was ruft wohl von Anfang an eine behaglichere Stimmung hervor, als wenn jede Dame auf ihrem Couvert einen Strauß, sei er noch so klein, vorfindet, wenn jeder Herr aus einer Blume, die für sein Knopfloch bestimmt ist, sieht, daß auch an ihn gedacht ist, wenn der Duft der kunstvoll in Aufhängen zusammengestellten Blumen über dem Ganzen schwebt. Die Gesellschaft ist sehr dankbar für Blumen. Je mehr Blumen die Tafel schmücken, desto unbesorgter kann der Hausherr für den Anfang des Festes sein, denn Blumen machen „Stimmung“. Wohl: welfen die Blumen, aber trotzdem ist's nicht richtig,

ihre Blätterkrone entwickeln. Bei großen Festessen, die einen mehr offiziellen Charakter tragen und bei denen sich die Bekanntschaft nur auf Gruppen beschränkt, die sich nach Vereinbarung zusammenfinden, während sich der größere Teil der Teilnehmer fremd bleibt, ist die Verwendung von Pflanzen bis



4.



2.



3.

zur größten Ausdehnung zulässig und erwünscht. Dem Arrangement von Blumen im allgemeinen, d. h. den Dekorationen, die sich über die ganze Tafel erstrecken, ist der größte Spielraum gelassen. Es ergibt sich aus den übrigen Gegenständen, mit denen die Tafel besetzt ist, von selbst, wo eine Lücke bleibt, um Blumen in ihren verschiedenen Behältern anzubringen. Bei einer Längstafel geht man von dem Grundsatz aus, die größten und höchsten Zusammenstellungen genau in die Mitte zu bringen, während nach beiden Seiten hin die Dekorationsgegenstände, Ständer, Körbe, Jardinières zc., kleiner werden und zu den Enden hin in flachen Schalen auslaufen. Bei einer hufeisenförmig gedeckten Tafel bringt man dagegen besser

düre schlangenförmig um die Teller winden oder in jede andere Form bringen kann. Auch können sich die Blumen hinter den großen und vor den Desserttellern hinziehen. Ein Tisch, vollständig so belegt, bietet einen festlichen Anblick, zumal sich durch Zerschneiden und Biegen auch Ringe, Sterne, Kreuze zc. bilden lassen.

Was die Farbe der Blumen anbetrifft, so kann man sowohl bunte Blumen verwenden, als auch der ganzen Tafel einen einheitlichen Farbenton geben. Im letzteren Falle müssen sowohl die Tafel-Blumenbordüren wie auch jeder andere auf der Tafel angebrachte Blumenschmuck dieselbe Farbe zeigen. Die Bordüre oder Guirlande muß möglichst flach gebunden sein, damit sie gut auf der Tafel aufliegt.

Tafelaufsätze sind die Hauptdekorationsstücke einer blumengeschmückten Tafel. Was ihre Form betrifft, so ist es nötig, daß die Tischgäste über sie hinweg, oder aber zwischen getrennten Arrangements hindurch sehen können. Solch eine Form ist in Abb. 6 verbildlicht. Sie entspricht allen Anforderungen, die man an einen schönen Aufsatz stellt, und kann durch ihr leichtes Blumenarrangement in jeder Weise als Modell gelten. Wie ersichtlich, erhebt sich aus einem geschmackvoll arrangierten Blumenparterre eine schlanke Säule, berankt mit reichem, kleinblättrigem Epheu, die eine zweite Zusammenstellung von geringerem Durchmesser trägt. Durch die Trennung der beiden Arrangements kommt jedes derselben vollständig zur Geltung. Die Säule setzt sich fort und endigt in eine gleichfalls mit Laub umkleidete Spirale, welche eine ihre Blätter grazios werfende Dracaena enthält. Das Parterre



1.

wenn es heißt: „Für die paar Stunden Blumen? Morgen ist nichts mehr davon da, und das übrige kostet schon genug!“ Die Blumen hinterlassen jedenfalls eine freundliche, liebe Erinnerung an den Abend, was mit den Speisen und Getränken bekanntlich nicht immer der Fall ist.

Bei der Ausschmückung der Tafel mit Pflanzen und Blumen hat man zuerst zu beachten, daß bei einer kleineren Gesellschaft, deren Teilnehmer all. unter sich bekannt sind, nur solche Pflanzen aufgestellt werden, die den Ueberblick nicht stören und die Unterhaltung nicht hindern, also Palmen, die eine Stammhöhe von mindestens 50 bis 60 cm haben und dann



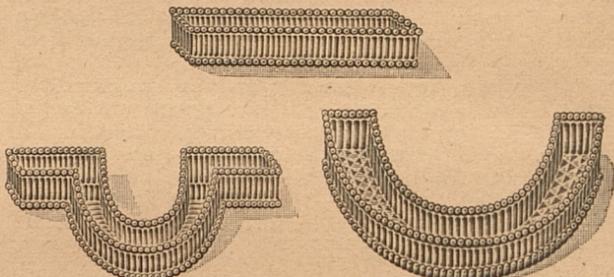
5.

die höchsten Arrangements an die Enden der Längstafeln und in die Ecken, welche durch diese und die Quertafel gebildet werden.

Einen schönen Effekt kann man mit den Blumenschwänzen (Abb. 1) erreichen. Man legt ein Spiegelglas auf den Tisch, umgibt den Rand mit Blumenguirlanden und stellt so einen See dar, auf dem, sich spiegelnd, der Blumenschwan seine Kreise zieht. Einen ganz besonders schönen Schmuck, der allein schon geeignet ist, einer Tafel ein hervorragend anmutiges und zugleich großartiges Gepräge zu verleihen, ist ferner ein hinter den Couverts befindliches, mit der Tafel gleichlaufendes, in sich zusammenhängendes Blumenband, welches stets gefällt.

Wichtig ist die Ausschmückung der Couverts. Sie zeigt jedem einzelnen Gaste das Bestreben des Wirtes, auf jede Person Rücksicht zu nehmen und ihr eine freundliche Aufmerksamkeit zu teil werden zu lassen. Für die Damen dürfen Couvertsträußchen (Abb. 2 und 3) nicht fehlen, die man auf die Teller legt oder in den Serviettenaufbau steckt. Für die Herren muß mindestens eine einzelne Blume, mit etwas Grün umkleidet, bereitliegen. Die Verzierung der Servietten mit einem Blumenring (Abb. 4) ist ebenso anmutig wie originell. Auch eignen sich kleine, mit lebenden Blumen belegte Fächer als wirkliche Neuheit zu Tischarten. Auf sehr ansprechende Weise kann man, um bestimmte Personen besonders zu ehren, vor ihr Couvert ihren Namenszug aus Blumen stellen. Namentlich auf Hochzeiten ist es für das junge Paar eine besondere Freude, ihre verschlungenen Anfangsbuchstaben von einem Blumenherz (Abb. 5) eingerahmt vor sich zu sehen. Hierbei sei bemerkt, daß man die Sessel des Brautpaares mit einer Guirlande einfaßt und auch die Teller mit einer Myrtenguirlande zu umlegen pflegt.

Außerst beliebt und empfehlenswert sind Blumenbordüren zur Schmückung der Tafel. Die Blumen werden an einem langen biegsamen Draht befestigt, sodas man die Bor-



8—10.

des Tafelaufsatzes kann auch statt der Blumenfüllung Tafelobst enthalten und hat dann einen doppelten Zweck. — Wie die Wirkung getrennter Körbe und Ampeln ist, erhellt aus dem Tafelaufsatz Abb. 7: drei hohe, freistehende Körbe, deren jeder eine Zusammenstellung der schönsten Blumen und feinen Grüns enthält, eine niedliche Ampel in der Mitte und unten ein Korb mit flacher Füllung, der für feines Tafelobst verwendbar ist.

Zum Schluß möchten wir noch hinweisen auf die originellen Blumendekorationen in Glasrinnen, welche eine ebenso geschmackvolle wie hochfeine Tafelzierde bilden. Wie aus Abb. 8—10 ersichtlich, können die einzelnen Stücke beliebig zusammengestellt und verwendet werden. So z. B. können durch



6.

Die in vorstehenden Zeilen gegebenen Anweisungen entnehmen wir dem im Selbstverlage der bekannten Blumenfirma J. C. Schmidt in Erfurt erschienenen Buche: „Die Blumenkunst“, auf welches wir alle Hausfrauen, welche sich eingehender informieren wollen, hiermit verweisen. Die Red.



7.